

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

1. PHONETIK

VON

EDUARD SIEVERS.

Neuere allgemeine Literatur: A. M. Bell: *Visible Speech*, London 1867. — O. Bremer, *Deutsche Phonetik*, Leipz. 1893. — E. Brücke, *Grundzüge der Physiologie u. Systematik der Sprachlaute*[2], Wien 1876. — A. J. Ellis, *On Early English Pronunciation*, Lond. 1869 ff. — J. A. Lundell, *Det svenska landmålsalfabetet*, in den Svenska Landsmålen 1, 13 ff. — P. Passy, *Étude sur les changements phonétiques et leurs caractères généraux*, Paris 1890. — E. Seelmann, *Die Aussprache des Lat. nach physiol.-histor. Grundsätzen*, Heilbr. 1885. — E. Sievers, *Grundzüge der Phonetik*[4], Leipz. 1893 (mit Literaturverzeichnis). — H. Sweet, *Handbook of Phonetics*, Oxf. 1877; *Primer of Phonetics*, Oxf. 1890; *History of English Sounds*, Oxf. 1888 (daneben eine Reihe wichtiger Spezialabhandlungen). — J. Storm, *Englische Philologie* 1[2]. Leipz. 1892 (mit eingehender Discussion aller wichtigeren älteren Arbeiten); *Norsk Lydskrift med Omrids af Fonetiken*, in der Norvegia 1, 132 ff. — F. Techmer, *Phonetik*, Leipz. 1880 (mit Literaturverzeichnis); *Naturwiss. Analyse u. Synthese der hörbaren Sprache*, Internat. Zs. f. allg. Sprachwiss. 1, 69 ff. — M. Trautmann, *Die Sprachlaute*, Leipz. 1884—86. — W. Vietor, *Elemente der Phonetik u. Orthoepie des Deutschen, Engl. u. Franz.*[3] Leipz. 1894 (mit Literaturverzeichnis). — J. Winteler, *Die Kerenzer Mundart*, Leipz. 1876. — Vieles Einzelne in Techmer's Internat. Zeitschr. für allgem. Sprachwissenschaft, Leipz. 1884 ff., Vietor's Phonetischen Studien, Marburg 1888 ff., Passy's Maître phonétique (The phonetic teacher), Paris 1886 ff., und den Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen, Stockh. 1879 ff.

Wie für alle empirischen Wissenschaften, so bildet auch für die Sprachwissenschaft die genaue Untersuchung und Feststellung des ihr unterliegenden Objektes in all seinen empirisch gegebenen Formen die erste Aufgabe. Dabei ist es von vorn herein klar, dass diese untersuchende Thätigkeit zunächst analytischer Art sein muss; denn es handelt sich bei der Sprache um sehr komplizierte Gebilde, deren letzte Elemente nirgends isoliert vorliegen, mithin nur durch Abstraktion gewonnen werden können. Erst nachdem diese Elemente durch fortschreitende Analyse deutlich erkannt und sicher festgestellt sind, kann und darf man auch zu synthetischer Darstellung des Baues einer Sprache oder der Sprachen überhaupt vorgehen.

Fragen wir nun weiter, was denn als die eigentliche empirisch gegebene Grundlage der Sprachanalyse zu gelten habe, so ergibt sich leicht, dass Sprache in concreto die Summe der einzelnen Äusserungen ist, welche von den sprechenden Individuen vermittelst der Sprechwerkzeuge gemacht werden: anderes, wie namentlich geschriebene Äusserungen, kommt als sekundär oder als blosses Ersatzmittel für die gesprochene Sprache erst in zweiter Linie in Betracht.

Eine jede gesprochene Äusserung ist nun weiterhin zunächst eine in sich geschlossene Lautmasse, welche in einem gegebenen Zusammenhange (sei es der Rede, sei es der Situation überhaupt) einen bestimmten Sinn (Gedanken oder Stimmung) zum Ausdruck bringen soll und in diesem Sinne von dem Hörenden verstanden wird. Ohne Rücksicht auf die etwaige logische Gliederung wie auf die Länge des Gesprochenen lässt sich eine jede solche Äusserung als Satz bezeichnen: denn für die Verständlichkeit der Äusserung in ihrem Zusammenhang ist es gänzlich gleichgiltig, ob sie etwa aus einem einzigen 'Wort' oder einer einzigen 'Silbe' besteht (vgl. Äusserungen wie *ja*, *nein*, *hier*, *dort*; ferner Interjektionen u. dgl.), oder ob sie eine längere oder kürzere Reihe sogen. 'Wörter' oder, allgemeiner gesagt, Teilglieder des Sinnes enthält, die zu einander in einem bestimmten logischen Verhältnis stehen.

Für die wissenschaftliche Sprachbetrachtung ist hiernach die Satzanalyse die erste Aufgabe.

Dieselbe kann aber wiederum von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen. Man kann z. B. den Satz, der einen begrifflich teilbaren Inhalt besitzt, logisch oder begrifflich in Wörter zerlegen, d. h. aus ihm die Träger der Einzelbegriffe aussondern aus denen sich der Gesamtinhalt des betreffenden Satzes aufbaut. Die Gesamtanalyse der erreichbaren Sätze einer Sprache im engeren Sinne lehrt uns so den Wortschatz derselben kennen. Anhangsweise gehört hierher die begriffliche Seite der Wortbildungslehre. Andererseits kann man den Satz analysieren mit Rücksicht auf die Bindemittel, welche die Beziehungen der Wörter zu einander ausdrücken. Das wäre syntaktische Analyse. In ihr Gebiet fallen z. B. die Lehre von den Funktionen der einzelnen Endungen, die Lehre von der Wortstellung, die Lehre vom Satzaccent sofern es sich um die Unterscheidung verschiedener Satzarten u. dgl. handelt. Hieran schliesst sich dann die Formenlehre oder Flexionslehre, welche sich mit der äusseren Gestalt der flexivischen Bindemittel des Satzes beschäftigt. Endlich aber kann die Satzanalyse, von dem Inhalt und der grammatischen Form des Gesprochenen ganz absehend, ihr Augenmerk lediglich auf dessen Lautmassen und ihre Erzeugung richten. Das führt zu der Disziplin der allgemeinen Phonetik. Auch diese ist ein notwendiger Bestandteil der Sprachwissenschaft. Nur auf Grund genauer phonetischer Erkenntnis lässt sich eine Lautlehre im engeren Sinne des Wortes aufbauen, und auch ein grosser Teil der Syntax ist ohne phonetische Einsicht nicht zu verstehen.

Für diese phonetische Analyse mit Rücksicht auf ihre Verwendung für die Sprachwissenschaft einige Gesichtspunkte zu geben ist die Aufgabe der folgenden Erörterungen.

1. DAS MENSCHLICHE SPRACHORGAN UND SEINE THÄTIGKEIT.

§ 2. Das menschliche Sprachorgan besteht aus zwei wesentlich verschiedenen Teilen mit wesentlich verschiedener Funktion. Diese sind:

a) Der Respirationsapparat oder Luftapparat, d. h. die Lungen mit dem dazu gehörigen Muskelsystem, welches die Einziehung der Luft in die Lungen und die Ausstossung aus denselben regelt. Gesprochen wird fast ausschliesslich mit ausströmender Luft. Man kann also in Kürze sagen, dass die Aufgabe des Respirationsapparates ist, den zum Sprechen nötigen Exspirationsstrom zu liefern. Die Exspiration geschieht beim Sprechen in kürzeren oder längeren, nach Zeitdauer und Stärke regulierten Stössen, die wir Exspirationsstösse nennen.

b) Der Sprechapparat im engeren Sinne. Derselbe besteht aus drei dem Luftapparat vorgelagerten Teilen: dem Kehlkopf, dem Mundraum und dem Nasenraum. Die beiden letzteren fasst man auch unter dem Namen Ansatzrohr zusammen. Kehlkopf und Ansatzrohr dienen dazu, durch Bearbeitung des aus den Lungen kommenden Exspirationsstroms die verschiedenen Schälle zu schaffen, aus denen sich die Sprache zusammensetzt. Die Bearbeitung geschieht entweder durch schallbildende Hemmung des Luftstromes (dadurch dass man den Luftstrom durch eine Enge hindurchtreibt, wie bei *f, s, ch,* oder ihn für einen Augenblick ganz absperrt, um ihn hernach explodieren zu lassen, wie bei *p, t, k*), oder durch resonatorische Modifikation eines irgendwo erzeugten Schalles. Beide Arten der Einwirkung des Sprechapparates auf den zum Sprechen dienenden Luftstrom sind bei allen Sprachschällen mit einander verbunden.

§ 3. Der wichtigste Bestandteil des Kehlkopfs sind die Stimmbänder und der zwischen ihren Rändern liegende Spalt, die Stimmritze oder die Glottis. Beim Sprechen können die Stimmbänder vier oder fünf wesentlich verschiedene Stellungen einnehmen:

a) Die Stimmritze ist weit geöffnet wie beim Atmen. Der Exspirationsstrom geht dann durch sie hindurch ohne in ihr einen Schall zu erzeugen.

b) Die Stimmritze ist soweit verengt, dass der durchgehende Luftstrom die Stimmbänder in Tonschwingungen versetzt. Der so erzeugte Ton heisst Stimmton oder Stimme.

Die Stimme selbst ist entweder Vollstimme oder Murmelstimme. Die erstere gebrauchen wir im allgemeinen beim lauten Sprechen, die letztere beim Murmeln, aber auch beim Lautsprechen z. B. im Deutschen zur Bildung der sog. geschwächten *e* und ähnlicher unbetonter Vokale. Die Murmelstimme hat schlaffere Artikulation im Kehlkopf, so dass dem Stimmton auch Flüster- und Hauchgeräusche beigemischt werden. Das Stärkeverhältnis von Stimmton und Nebengeräusch kann stark wechseln.

c) Die Stimmritze ist soweit verengt, dass der durchgehende Luftstrom an ihren Rändern nur ein reibendes Geräusch, das sogen. Flüstergeräusch oder die Flüsterstimme hervorbringt.

d) Die Stimmritze ist geschlossen. Dieser Schluss dient teils dazu, den Exspirationsstrom momentan abzusperren, teils dazu die Luft unterhalb der Stimmritze anzustauen und hernach durch plötzliche Öffnung explodieren zu lassen.

§ 4. Der Mundraum wirkt teils als Ganzes (als Hohlraum, Resonanzraum) resonatorisch, teils dient er durch stufenweise Verengung bis zum völligen Verschluss zur Bildung von Schällen. Um diese Wirkungen im Einzelnen verfolgen zu können, bedarf man einer Übersicht über seine Gestalt und seine beweglichen Teile.

a) Der Mundraum ist zwischen dem festen Oberkiefer und dem beweglichen Unterkiefer eingebettet. Letzterer bewegt sich auch beim Sprechen um zwei feste Drehpunkte. Den Winkel den Ober- und Unter-

kiefer mit einander bilden und dessen Scheitel in jenen Drehpunkten liegt, nennt man den Kieferwinkel.

b) Nach aussen zu ist der Mundraum begrenzt durch die Lippen, welche teils passiv den Bewegungen des Unterkiefers folgen (passive oder neutrale Lippenlage), teils durch einen eigenen Muskelapparat aktive Bewegungen ausführen können. Von den letzteren gibt es drei verschiedene Arten: *α*) Spaltförmige Ausdehnung der Lippenspalte durch Zurückziehen der Mundwinkel, wie gelegentlich beim hellen *i*; *β*) Rundung, d. h. eine mehr oder weniger ringförmige oder ovale Verengung der Mundöffnung, wie bei *u*, *o*, *ü*, *ö*; *γ*) Vorstülpung, wie zum Teil ebenfalls bei *u*, *o*, *ü*, *ö* und gewissen Arten des *sch*.

c) Im Unterkiefer ruht die äusserst bewegliche und grösster Gestaltveränderung fähige Zunge. Man unterscheidet bei ihr die Zungenspitze, das Zungenblatt, d. h. den oberen Streifen der Vorderzunge unmittelbar hinter dem Zungenrand, und den Zungenrücken, den man wieder in einen vorderen, mittleren und hinteren Teil zerlegen kann. Die Bewegungen der Zunge sind teils selbständig, teils folgt sie den Bewegungen des mit ihr zusammenhängenden Kehlkopfs, so dass sie bei aufsteigendem Kehlkopf vorgeschoben, bei sinkendem Kehlkopf zurückgezogen wird.

d) Am Oberkiefer sind folgende Teile zu unterscheiden: *α*) die Zähne; *β*) die Alveolen der Oberzähne, d. h. der nach hinten konvex gewölbte Teil des Oberkieferknochens in welchem die Oberzähne stecken; *γ*) der daran sich anschliessende konkav gewölbte harte Gaumen oder vordere Gaumen, der etwa bis zur Mitte des Mundes reicht; *δ*) der weiche Gaumen oder hintere Gaumen, eine bewegliche Muskelplatte zwischen Mundraum und Nasenraum, durchzogen von dem Muskelring des vorderen Gaumenbogens und auslaufend in den Muskelring des hinteren Gaumenbogens. In seiner Mitte hängt nach hinten das Zäpfchen oder die Uvula noch etwas über den Rand des hinteren Gaumenbogens herab.

Eigene Bewegungen hat von diesen Teilen nur der weiche Gaumen; er kann nach vorn und unten an den hinteren Zungenrücken, oder nach hinten und oben an die hintere Rachenwand (§ 4, e) angepresst werden oder zwischen beiden frei schweben.

e) Durch die Öffnung zwischen Zunge und weichem Gaumen erblickt man bei weit geöffnetem Munde die hintere Rachenwand, welche den Mundraum nach hinten zu begrenzt. Sie verläuft nach oben in die Wandung des Nasenraumes, nach unten in die der Speiseröhre, welche unmittelbar hinter dem Kehlkopf und der Luftröhre liegt.

§ 5. Der Nasenraum liegt oberhalb des Mundraums, durch harten und weichen Gaumen von diesem getrennt, und mit Ausnahme des letzteren von lauter festen Wänden umgeben. Er dient fast ausschliesslich als Resonanzraum, selten zur Erzeugung von Reibegeräuschen (bei stimmlosen Nasalen). Seine Kommunikation mit Kehlkopf und Mundraum wird durch die Stellungen des weichen Gaumens geregelt. Bis zur Rachenwand gehobenes Gaumensegel sperrt den Nasenraum von Mundraum und Kehlkopf ab, bis zum Zungenrücken gesenktes lässt Kehlkopf und Nasenraum kommunizieren mit Ausschluss des Mundraums; freischwebendes Gaumensegel bedingt Kommunikation aller drei Hohlräume.

§ 6. Artikulation und Ruhelage. Das Sprechen geschieht durch planmässig und kunstvoll geregelte Gegenwirkungen des Luftapparats und Sprechapparats (§ 2). Für diese Regelung in allen ihren Teilen gebraucht man neuerdings den Ausdruck Artikulation. In engerem Sinne bezieht man jedoch auch jetzt noch dieses Wort auf die spezifischen Ein-

stellungen des Sprechapparates, welche durch Bearbeitung des bereits mit geregeltem Drucke aus dem Luftapparat kommenden Luftstromes die einzelnen Sprechschälle erzeugen. Man spricht also z. B. auch von der Artikulation eines *a, f, s* lediglich mit Rücksicht auf die bei ihrer Bildung vorhandenen Stellungen des Sprechapparates, ohne des zur thatsächlichen Hervorbringung dieser Schälle notwendigen Luftstroms zu gedenken.

Während des ruhigen Atmens befindet sich der Sprechapparat in der sogen. Ruhe- oder Indifferenzlage, welche bequemes Durchströmen des Atems gestattet. Diese Ruhelage ist die natürliche Grundlage für die einzelnen Artikulationsbewegungen des Sprechapparats, und wird mit Rücksicht darauf auch als Artikulationsbasis bezeichnet. Sie zeigt bei den einzelnen Individuen wie bei grösseren Sprachgenossenschaften starke Schwankungen, auf denen ein guter Teil des spezifischen Charakters der betreffenden Sprache beruht. Die Feststellung der Artikulationsbasen gehört daher mit zu den wichtigsten Aufgaben der Phonetik.

2. DER SATZ UND SEINE GLIEDER.

§ 7. Silben und Sprechtakte. Ein gesprochener längerer Satz stellt sich unserem Gehöre zunächst dar als eine rhythmisch gegliederte Reihe von Schällen. Aus dieser sondert das Ohr weithin eine grössere oder geringere Anzahl von Teilstücken aus, die wir als Silben bezeichnen. So nennen wir z. B. den Satz *kommst du?* zweisilbig, den Satz *kommst du mit?* dreisilbig, u. s. w. Es gibt aber auch einsilbige Sätze, wie *komm! geh! ja, nein* u. dgl.

Über dieser Gliederung des Satzes in Silben steht aber noch eine andere, durch welche der Satz erst den ihm anhaftenden rhythmischen Charakter bekommt. Die Einzelsilben eines mehrsilbigen Satzes pflegen nicht gleichwertig zu sein; vielmehr sind sie in der Regel gruppenweise so geordnet, dass sich schwächer gesprochene Silben mit einer stärker gesprochenen zu einer höheren rhythmischen Einheit verbinden. So haben wir in dem Satze *kommst du | morgen | wieder?* dreimaligen Wechsel von stärkerer und schwächerer Silbe, oder drei Silbengruppen, in denen jedesmal die erste Silbe als die stärkste dominiert. Nach ihrer Ähnlichkeit mit den musikalischen Takten pflegt man solche Gruppen Sprechtakte zu nennen.

In Hinsicht auf seine phonetisch-rhythmische Gliederung zerfällt der längere Satz mithin zunächst in Sprechtakte, und diese können sich wieder in Silben zerlegen. Das Minimalmass eines Satzes ist éin Sprechtakt, das Minimalmass eines Sprechtaktes ist éine Silbe. Bei einem einsilbigen Satz wie *komm!* fallen also die Begriffe Satz, Sprechtakt, Silbe thatsächlich zusammen.

§ 8. Sprechtakt und Wort. Der rein phonetisch-rhythmische Begriff des Sprechtaktes ist nicht mit dem logisch-etymologischen Begriff des Wortes zu verwechseln. Im Zusammenhang der Rede fallen Wortgrenze und Taktgrenze zwar oft zusammen, wie etwa in dem Satze *sie | kommen | morgen | wieder;* aber dies ist nur zufällig, und in wohlgegliederter Rede, namentlich im Verse, soll es nicht zu oft eintreten; denn die Häufung von begrifflicher und rhythmischer Trennung (Wort- und Takttrennung) an derselben Stelle prägt die Trennungseinschnitte zu scharf aus und lässt somit die einzelnen Teile des Satzes zu sehr auseinanderfallen. Bei Kreuzung von Wort- und Takttrennung dagegen wird der begriffliche Bruch zwischen Wort und Wort durch die rhythmische Bindung und der rhythmische Bruch innerhalb des Wortes durch die begriffliche Zusammengehörigkeit der ge-

trennten Stücke gemildert und dadurch ein vollkommenerer Wohllaut des Satzes erzielt.

Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, dass abgesehen von logisch oder rhetorisch besonders pointierter Sprechweise, wie sie namentlich dem gelehrten und schulmässigen Vortrage eigen ist, die rhythmische Gliederung des Satzes mächtiger zu sein pflegt als die etymologisch-logische nach Worten und grammatisch zusammengehörigen Wortgruppen. Besonders deutlich tritt dies wieder im Verse hervor.

§ 9. Über die Silbenzahl und die Gliederung der Takte lassen sich keine allgemeingültigen Bestimmungen geben. Wächst die Zahl der Silben, so zerlegt sich der Sprechtakt unwillkürlich in kleinere rhythmische Gruppen, vgl. z. B. Satzstücke wie *lústige* | *Léute* mit solchen wie *lústigè Ge séllen* u. dgl. In wie weit man hier etwa selbständige Takte ansetzen soll, ist sehr oft gänzlich zweifelhaft.

§ 10. Begrenzung der Silben (Drucksilben und Schallsilben). Die Zerlegung der Rede in Silben, welche unser Ohr vornimmt, beruht auf der Wahrnehmung von Diskontinuitäten in der Stärke der gehörten Schälle. Diese kommen in verschiedener Weise zu Stande:

a) Primär oder willkürlich durch Minderung und Verstärkung des beim Sprechen angewandten Nachdrucks, d. h. der Kraft mit welcher die zum Sprechen verwendete Luft aus den Lungen ausgetrieben wird (Exspirationsstärke). Ein mit gleicher Stimmstärke beliebig lange ausgehaltener Vokal (*ā*) macht z. B. nur den Eindruck einer Silbe; ebenso ein allmählich, aber gleichmässig anschwellender oder verklingender, oder anschwellender und verklingender Vokal (*a*, *a*, *a*). Spricht man aber den Vokal abwechselnd lauter und leiser, auch ohne die Stimme ganz abzubrechen, so zerfällt der Vokal in so viel 'Silben' als Minderungen der Schallstärke vorgenommen werden, und in die Momente geringster Schallstärke verlegen wir die Grenzen der Silben. In ähnlicher Weise kann man auch Folgen von ungleichen Lauten mehr oder minder willkürlich auf verschiedene Weise in Silben zerlegen, z. B. die Folge *a-i-a* dreisilbig als *a-i-a* sprechen, oder zweisilbig als *ai-a*, *a-ia* oder *ai-ia* u. dgl. Silben, welche diesergestalt durch willkürlich geregelte Druckminima der Exspiration begrenzt werden, nennen wir exspiratorische Silben oder Drucksilben, ihre Grenzen exspiratorische Grenzen oder Druckgrenzen. Wir deuten dieselbe durch - zwischen den Grenzlauten an.

b) Sekundär oder unwillkürlich durch den Wechsel von Lauten von grösserer und geringerer Schallfülle auch bei gleichmässiger Stärke der Exspiration. Laute wie *i*, *u*, *l* z. B. sind bei gleicher Druckstärke weniger laut (besitzen weniger Schallfülle) als etwa *a*; denn bei dem letzteren kann die in der Kehle erzeugte Stimme wegen der weiten Öffnung des Mundes frei und ungehemmt erschallen, während die geschlossenere Stellung des Mundes bei *i*, *u*, *l* eine gewisse Dämpfung der Stimme hervorbringt. Daher können Folgen wie *aia*, *aua*, *ala* für das Ohr nicht einsilbig gesprochen werden, denn zwischen den beiden schallstärkeren *a* stehen die schallschwächeren *i*, *u*, *l*, und somit ist für das Ohr die massgebende Diskontinuität der Schallstärke gegeben, welche die genannten Komplexe als zweisilbig auffassen lässt. Silben, welche so durch Minima der natürlichen Schallfülle unabhängig von der frei geregelten Druckstärke begrenzt werden, nennen wir Schallsilben, ihre Grenzen Schallgrenzen. Wir bezeichnen die letzteren durch ˡ über dem Laut geringster Schallfülle, z. B. *aia*, *aua*, *ama* u. dgl.

Die grösste Schallfülle besitzen die Vokale, innerhalb deren die Schallfülle sich im wesentlichen nach der Weite der Mundöffnung abstuft. Ihnen folgen die Liquidae und Nasale, diesen die Spiranten. Den Beschluss endlich bilden die Verschlusslaute. Möglich sind also einsilbige Folgen wie *mla*, *mra* oder *alm*, *arm*, aber nicht *lma*, *rma* oder *aml*, *amr*, weil hier die schallschwächeren *m* zwischen den schallvolleren Nachbarlauten *l*, *r* und *a* wieder den Eindruck der Diskontinuität der Schallstärke hervorrufen.

§ 11. Verhältnis von Druck- und Schallsilben. Aus dem Gesagten ergibt sich, dass Druck- und Schallgrenzen im Einzelfall sich decken können, dass sie aber im Prinzip keineswegs an einander gebunden sind. Eine Lautfolge wie *a*, *i*, *a* enthält zwar notwendig bei einheitlicher Exspiration zwei Schallsilben (*aia*), aber daneben lässt sie sich exspiratorisch auch noch beliebig anders zerlegen (*a-ia*, *ai-a*, *ai-ia* *a-i-a*, § 5 a).

Im Bühnendeutschen herrscht die Gewohnheit, Silben durch Druckgrenzen zu trennen bei allen langen Silben: *hā-be*, *hal-te* u. dgl.; dagegen pflegen wir Wörter wie *alle*, *Kammer*, *fasse* als *alə*, *kamər*, *fasə* bloss mit Schallgrenze zwischen den beiden Silben, also exspiratorisch einheitlich zu sprechen. Dieselbe Gewohnheit findet sich auch in andern modernen germanischen Sprachen, soweit dieselben ihre 'Tonsilben' besonders kräftig zu sprechen pflegen. In andern Sprachen — und so auch noch in manchen deutschen, namentlich oberdeutschen und speziell schweizerischen Mundarten — gilt als Regel, dass alle Nachbarsilben auch durch Druckgrenzen geschieden werden. Die Zusammenziehung zweier Nachbarsilben zu einer exspiratorischen Einheit, die nur durch eine Schallgrenze noch in zwei Teile zerlegt wird, scheint danach eine verhältnismässig neue und wenig verbreitete Erscheinung zu sein.

§ 12. Silbe und Einzellaute. Jede Silbe, einerlei ob Druck- oder Schallsilbe, kann ein- oder mehrteilig sein, je nachdem der Sprechapparat während der Dauer der Silbe in derselben Stellung verharrt oder verschiedene Stellungen einnimmt. Die einzelnen Elemente die wir so innerhalb der Silbe unterscheiden können, nennen wir Sprachlaute: etwas ungenau, da beim Sprechen oft auch lautlose Momente (Pausen) vorkommen, welche mit in Rechnung gezogen werden müssen.

1) Eigentliche Sprachlaute sind wesentlich dreifacher Art:

a) Stellungslaute, bei denen der Sprechapparat während der Dauer des Lautes in einer festen Stellung verharrt, z. B. *l*, *f*, *s*.

b) Gleitlaute oder Übergangslaute. Diese entstehen während der kontinuierlichen Übergangsbewegung des Sprechapparats aus einer Stellung in die andere. So besteht die Lautfolge *ala* nicht nur aus den drei Stellungslauten *a*, *l*, *a*, sondern sie beginnt mit dem Stellungslaut *a*, dann folgt der Gleitlaut von *a* zu *l*, dann der Stellungslaut *l*, dann der Gleitlaut von *l* zu *a*, endlich der Stellungslaut *a*. Diese Gleitlaute werden meist unbezeichnet gelassen, weil sie sich als Bindeglieder zwischen den einzelnen Stellungslauten meist von selbst ergeben.

c) Platzlaute oder Explosionslaute entstehen durch plötzliche Aufhebung eines Verschlusses im Sprechapparat, der zur Stauung und Verdichtung der hinter ihm befindlichen Exspirationsluft geführt hatte, z. B. bei *p*, *t*, *k*. Folgt auf einen Explosionslaut noch ein anderer Sprachlaut, z. B. bei *pa*, *ta*, *ka*, so schliesst sich an das Explosionsgeräusch selbst wieder ein Gleitlaut an.

Die Explosionslaute sind, wie man leicht sieht, weder Stellungslaute noch Gleitlaute, da sie weder mit dauernder noch mit kontinuierlich wechselnder Organstellung hervorgebracht werden. Wegen ihres momen-

tanen Charakters nehmen sie eine besondere Stellung ein; sie werden danach oft auch momentane Laute genannt, während man die Stellungslaute mit Rücksicht auf ihre Dehnbarkeit auch als Dauerlaute bezeichnet.

2) Unterbrechungen im Ausströmen der Exspirationsluft treten notwendig ein, sobald im Sprechapparat irgendwo ein Verschluss hergestellt wird. Solche Prohibitivstellungen des Sprechapparats gehen also allen Explosionslauten notwendig voraus. Für die Silbenbildung rangieren sie den Stellungen der Stellungslaute gleich, da sie sowohl fest sind und sich beliebig lange unverändert aushalten lassen, als gut markierte Gleitlaute vor sich haben können. Sie führen zu völligen Pausen der Schallbildung, wenn nicht während ihrer Dauer im Kehlkopf ein Schall erzeugt wird. So enthält die Prohibitivstellung des stimmlosen *p* in der Folge *apa* eine Pause, dagegen nicht die des stimmhaften *b* in der Folge *aba*, da hier während der ganzen Dauer jener Stellung die Stimme ertönt.

Wegen der gegenseitigen Gebundenheit von Prohibitivstellung und Explosion hat man sich daran gewöhnt, bei der praktischen Ausscheidung der Einzellaute aus der Silbe beide Elemente unter dem Namen der Verschlusslaute oder Explosivlaute zusammenzufassen, ja eventuell selbst noch den zur Verschlussstellung führenden Gleitlaut mit heranzuziehen.

§ 13. Sonant und Konsonant. In der mehrlautigen Silbe dominiert stets éin Laut, und zwar der schallkräftigste. Er bildet für sich allein schon eine Silbe, wenn man die übrigen Laute abstreift; so z. B. das *a* in den Silben *mainst, ainst, ains, ain, ai,* welche keine grössere Silbenzahl enthalten als das einfache *a*. Hier ist also das *a* silbenbildend oder silbisch, die übrigen in derselben Silbe hinzutretenden Laute sind unsilbisch. Statt silbisch und unsilbisch gebraucht man auch die Ausdrücke Sonant und Konsonant, resp. sonantisch und konsonantisch.

Man hüte sich das Wort Konsonant in einer Beziehung auf die Silbenbildung mit Konsonant als Gattungsnamen für die den sog. Vokalen herkömmlich gegenübergestellte Gruppe von Sprachlauten zu verwechseln. Vokale wie Konsonanten der alten Terminologie können sowohl silbisch wie unsilbisch sein, die üblichen Vokalzeichen drücken aber gewohnheitsmässig meist silbische Vokale, die üblichen Konsonantzeichen meist unsilbische 'Konsonanten' aus. Im folgenden wird im Zweifelsfall unsilbischer Charakter eines Lautes durch ̯, silbischer durch ̩ ausgedrückt werden (z. B. *ofn̯ə* : *ofn̩ə* = 'offne' und 'offene' zwei oder dreisilbig, doch ohne *ə* zwischen *f* und *n*).

c) Der Sonant ist der eigentliche Mittel- und Höhepunkt der Silbe. Er kann sowohl im Silbenanlaut als im Silbenauslaut stehen, es können ihm aber auch Konsonanten anlautend vorausgehen oder auslautend folgen.

§ 14. Einzellaute und Silbengrenzen. a) Ein einfacher Konsonant zwischen den Sonanten zweier benachbarter Schallsilben (bühnend. *alle, Kammer, fasse* § 51, 2) gehört weder zur einen noch zur andern Silbe ausschliesslich. Man kann nur sagen, dass in ihm die Schallgrenze liegt oder er die Schallgrenze bildet.

b) Druckgrenzen können dagegen bei gleicher Lautfolge nach Belieben vor, in und hinter den die Sonanten trennenden Konsonanten gelegt werden.

α) Druckgrenze vor dem Konsonanten haben wir im Bühnendeutschen gewöhnlich bei langem Sonanten: *hō-le, nā-me*. Der Sonant wird hier mit deutlichem Decrescendo gesprochen, um das Druckminimum der Silbengrenze zu erreichen. Bei kurzem Sonanten pflegt das Bühnendeutsche (wenigstens wenn die erste Silbe stark betont ist) die Druckgrenze zu ver-

wischen; es kennt also nur Formen wie *fol̥ə*, *am̥ə* (geschr. *volle*, *Amme*). In den Dialekten (namentlich in Süddeutschland und der Schweiz) findet sich dagegen auch sehr gewöhnlich Druckgrenze nach kurzem Sonanten (schweiz. *hö-lə*, *nā-mə* u. dgl.), und ebenso herrscht die Gewohnheit, auch nach kurzem Sonanten einfachen Konsonanten durch Einschiebung einer Druckgrenze vor demselben zur Folgesilbe zu ziehen ausserhalb des Deutschen und einiger anderer germanischen Sprachen fast ausschliesslich. Diese Art der Konsonantenverteilung darf danach, gegen die deutsche Gewohnheit, als die normale betrachtet werden.

β) Druckgrenze in dem Konsonanten. Am leichtesten erkennt man diese Art der Silbentrennung in Folgen wie *ai-i̯a*, *au-u̯a*. Hier wird die erste Hälfte des *i*, *u* decrescendo gebildet, bis die Stimme in dem zweiten Sonanten wieder bei ihrer vollen Stärke anlangt: also *ai-ia*, *au-ua*. Der Konsonant wird hier deutlich in zwei Hälften zerlegt, deren erste exspiratorisch zur ersten und deren zweite exspiratorisch zur zweiten Silbe gehört. Diese Spaltung der Konsonanten bezeichnet man herkömmlicherweise als Gemination. Gemination ist also in keiner Weise gleichbedeutend mit langem Konsonanten, so oft sie sich auch geschichtlich begegnen.[1]

[1] Wie wenig Konsonantenquantität und Silbentrennung mit einander zu thun haben, geht z. B. daraus hervor, dass ein Livländer, der zugleich ehstnisch spricht, folgende fünf verschiedene Aussprachsformen der Lautfolge *e*, *m*, *a* besitzt und prinzipiell (d. h. auch der Bedeutung nach) von einander scheidet: *e-m̆a*, *e-m̄a*, *em̆a*, *em̄a*, *em-ma*: also zwei Bindeformen für kurzes *m*, zwei für einfaches langes *m* und die Gemination, welche natürlich auch eine gewisse Längung voraussetzt.

γ) Druckgrenze hinter dem Konsonanten wird kaum anders angewandt als bei langsamem Sprechen (und besonders Lesen) und gleichzeitigem Bestreben, die Wortgrenzen scharf hervortreten zu lassen, also in Fällen wie nhd. *nahm er*, *fiel um*, engl. *an aim* im Gegensatz zu *a name* (phonetisch *nām-ĕr*, *fīl-um*; *ən-e'm* gegen *ə-ne'm* u. s. w.). Bei geläufigerem und nicht durch etymologische Erwägungen bedingtem Sprechen wird dagegen auch hier der Konsonant stets zum folgenden gezogen (*nā-mĕr*, *fī-lum*, engl. *ə-neim* = *an aim* wie = *an aim* etc.).

b) Auch die Lagerung der Druckgrenze bei trennender Konsonantgruppe ist vielfach schwankend. Im allgemeinen wird sie so gelegt, dass die Konsonanten in einer individuell oder subjektiv bequemen Weise auf die beiden Nachbarsilben verteilt werden. Im Deutschen ist es üblich, von zwei trennenden Konsonanten einen zur ersten und einen zur zweiten Silbe zu ziehen, z. B. *Hal-me*, *Kas-ten*; dies gilt aber keineswegs für alle Sprachen. Selbst auf germanischem Boden werden z. B. im Englischen Gruppen wie *lj*, *nj* u. dgl. regelmässig zum Anlaut der Folgesilben gezogen, z. B. engl. *filial*, *onion*, *genious*, wo der Deutsche geneigt ist, fehlerhaft *fil-jəl*, *ən-jən*, *džīn-jəs*, statt *fi-ljəl*, *ə-njən*, *džī-njəs* abzuteilen. Alles in allem erwogen scheint im Grossen und Ganzen überall, wieder vom modernen Deutschen und einigen ähnlich trennenden Sprachen abgesehen, die Neigung zu bestehen, so viel Konsonanten zum Folgenden zu ziehen als sich irgend im Silbenanlaut sprechen lassen. Auch für das Altgermanische wird man danach für Fälle wie *kuni*, *kunja* u. dgl. die gleiche Silbentrennung *ku-ni*, *ku-nja* anzusetzen haben.

Nur im Verse scheinen, wie die Positionsregeln zeigen, hier zum Teil andere Trennungen, namentlich zu Gunsten der durch den Ictus getroffenen Silben, eingetreten zu sein.

3. DIE GRUPPEN DER SPRACHLAUTE.

§ 15. Die Sprachlaute lassen sich vielfach nach Gruppen zusammenordnen, welche durch gewisse den Einzelgliedern der Gruppe gemeinsame Merkmale zusammengehalten werden. Diese Gruppierung kann von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus vorgenommen werden, und die einzelnen Gruppen können sich vielfach kreuzen, wie das z. B. die folgende Tabelle veranschaulicht:

p	b	f	v	m
t	d	s	z	n
k	g	ch	ʒ	ŋ

Hier enthält die erste Horizontalreihe sogen. Labiale, die zweite Dentale, die dritte Gutturale; die erste vertikale Kolumne Verschlusslaute, die zweite Spiranten (jede in zwei Abteilungen, stimmhaft und stimmlos), die dritte Nasale. Man kann aber auch die Verschlusslaute und Nasale zu einer Gruppe zusammenfassen, weil sie da Mundverschlüsse zeigen, wo die entsprechenden Spiranten Mundengen haben; oder man kann die Reihe *p, t, k* und *f, s, ch* zu der Gruppe der stimmlosen zusammenfassen und sie der Gruppe der stimmhaften *b, d, g* + *v, z, ʒ* + *m, n, ŋ* gegenüberstellen, u. s. w. Die Gruppierung ist also nicht ein für allemal eine feste, sondern hat nach den Bedürfnissen des Einzelfalls zu wechseln.

Für die Gruppierung im einzelnen sind hauptsächlich zwei verschiedene Gesichtspunkte massgebend gewesen: a) der genetische, welcher die Laute nach den gemeinsamen Bildungsfaktoren gruppiert, und b) der akustische, welcher den akustischen Gesamtwert der Sprachlaute zum Ausgangspunkt macht. Insofern auch dieser akustische Wert regelmässig aus bestimmten Kombinationen der einzelnen Bildungsfaktoren resultiert, hat sich die theoretische Phonetik mit Recht mehr und mehr bestrebt, ihn auch genetisch zu erklären und zu fixieren. Unsere Terminologie für die einzelnen Gruppen der Sprachlaute ruht aber zu einem guten Teile noch auf der älteren zunächst mehr oder weniger rein akustischen Scheidung der Sprachlaute durch das Ohr, und bis die hieran anknüpfenden bequemen und einfachen Gruppennamen durch ebenso bequeme und einfache genetische Namen ersetzt werden, kann man sie ohne Schaden weiter beibehalten, sobald man nur zu jedem die richtige genetische Definition hinzufügt.

§ 16. Gruppierung nach den Artikulationsstufen des Kehlkopfs:

1) Laute mit weit geöffneter Stimmritze oder stimmlose Laute.

2) Laute mit zum Tönen verengter Stimmritze oder stimmhafte Laute. Diese zerfallen nach § 3, b wieder in vollstimmige und gemurmelte Laute.

3) Laute mit zum Flüstern verengter Stimmritze oder geflüsterte Laute. Zu diesen gehören in gewissem Sinne auch die Kehlkopfreibelaute oder -spiranten (*h* [?], arab. ح), insofern zwischen Kehlkopfreibelaut und Flüsterstimme nur graduelle Unterschiede bestehen.

4) Kehlkopfverschlusslaute (der einfache Kehlkopfverschlusslaut ʼ, arab. hamza, und Laute mit gleichzeitigem Mundverschluss, wie gewisse *k, t, p*, § 36, 2).

Stimme (Voll- und Murmelstimme), Flüsterstimme, Kehlkopfspiranten und -Verschlusslaute nennt man mit Rücksicht auf ihre Bildung im Kehlkopf auch Kehlkopflaute.

§ 17. Gruppierung nach den Artikulationsstufen (Verengungsgraden) des Ansatzrohrs ergibt:

1) Öffnungslaute, bei denen das Ansatzrohr irgend eine Öffnung zeigt. Sie zerlegen sich je nach der Grösse dieser Öffnung im Verhältnis zu der Stärke des schallbildenden Luftstroms in

a) Öffnungslaute ohne schallbildende Enge oder Sonorlaute (z. B. die meisten Vokale, Nasale, Liquidae);

b) Öffnungslaute mit schallbildender Enge (Reibeenge); Reibelaute oder Spiranten (z. B. *f*, *s*, *ch*, *v*, *z*, *ʒ*, *j*, auch spirantische Nebenformen mancher Vokale, Liquidae etc.).

2) Verschlusslaute oder Explosivlaute, genauer betrachtet Kombinationen von Prohibitivstellung und schallbildender Explosion (Tenues wie *k*, *t*, *p*, Mediae wie *g*, *d*, *b*).

§ 18. Gruppierung nach Artikulationsstellen des Ansatzrohrs:

1) Lippenlaute oder Labiale mit den Unterabteilungen der Bilabialen oder reinen Labiallaute, bei denen nur die beiden Lippen gegen einander artikulieren, wie bei *p*, *b*, *m*, und der Labiodentalen, bei denen sich die Unterlippe gegen die Oberzähne stemmt, wie bei *f*, *v* und deren Verbindungen wie *pf*, *mpf*.

2) Zungengaumenlaute oder Linguopalatale. Sie zerfallen in drei Gebiete:

a) Laute der Zungenspitze. Bei ihnen artikuliert entweder der äusserste Zungensaum selbst (koronale Artikulation), oder dieser ist ein wenig abwärts gebogen, sodass der Rücken der Zungenspitze artikuliert (dorsale Artikulation).

Je nach der Stelle der gegenüberliegenden durch Zähne, Alveolen und Gaumendach gebildeten festen Wand gegen welche die Zungenspitze artikuliert, unterscheidet man wieder interdentale, postdentale, supradentale oder alveolare (zusammen schlechthin als dentale bezeichnet) und cerebrale Laute, letztere mit zurückgebogener Zungenspitze gebildet. Innerhalb einzelner dieser Gebiete sind noch vordere und hintere Varietäten zu unterscheiden.

Mit all diesen Unterabteilungen kombiniert sich eventuell noch, bei den *l*-Lauten und Dentalen und Palatalen vor *l*, eine laterale Artikulation (§ 44, 1).

b) Laute des vorderen und mittleren Zungenrückens und des harten Gaumens oder Palatale, in vordere und hintere Varietäten gespalten.

c) Laute der Hinterzunge und des weichen Gaumens oder Velare. Auch sie zerfallen wiederum in Unterabteilungen je nachdem die Artikulationsstelle weiter nach vorn oder nach hinten liegt.

3) Faucallaute, bei denen das Gaumensegel gegen die hintere Rachenwand artikuliert. Hierher fallen die Explosivlaute die man in Worten wie *Ätna*, *abmachen* beim Übergang vom *t* zu *n* und *b* zu *m* hört (vgl. § 44, 2).

Anm. Die Terminologie für die verschiedenen Unterabteilungen der Zungengaumenlaute hat im Laufe der Zeit viele Schwankungen und Veränderungen durchgemacht, die namentlich dadurch hervorgerufen wurden, dass man genauere Unterscheidungen an die Stelle älterer, weniger genauer gesetzt hat. Das gilt namentlich von den hier als palatal, velar und faucal bezeichneten Lauten. Palatale und Velare hat man eine Zeit lang unterschiedslos unter dem Namen Gutturale zusammengefasst. Nach eingeführter Trennung hat man dann den Namen Gutturale

z. T. als Spezialnamen für die hier als *Velare* bezeichneten Laute der Hinterzunge und des weichen Gaumens beibehalten, während jetzt der Name *Velare* für diese Laute ziemlich allgemein eingebürgert sein dürfte. Für die *Faucale* unserer jetzigen Bezeichnung hat man denn auch wohl eine Zeit lang das Wort *Velare* verwendet, ehe dies für die Laute der Hinterzunge und des weichen Gaumens absorbiert wurde. Es sind also namentlich folgende Stufen der Nomenklatur üblich gewesen:

Gutturale		Velare
Palatale	Gutturale	Velare
Palatale	Velare	Faucale

§ 19. Gruppierung nach *Nichtbeteiligung und Beteiligung des Nasenraums* an der Lautbildung ergibt je nach der Stellung des Gaumensegels (§ 4 d): 1) *reine Mundlaute* mit Absperrung des Nasenraums, 2) *Mundnasenlaute* oder *nasalierte Laute* mit Ausfluss der Exspirationsluft durch Mund und Nase; 3) *reine Nasenlaute* oder *Nasale* mit Absperrung des Mundraums.

§ 20. Gruppierung nach den *Stärkeunterschieden der schallbildenden Exspiration* ergibt die Klassen der *Fortes* und *Lenes*. Der Stärkeunterschied ist dabei entweder *primär*, d. h. durch Regelung von Seiten des Luftapparates bedingt, oder *sekundär*, d. h. durch Schwächung des Exspirationsstromes durch eine ihm auf seinem Wege entgegengestellte Hemmung hervorgebracht. So ist z. B. die schallbildende Reibung an einer Mundenge bei den stimmhaften Spiranten an sich geringer als bei den entsprechenden stimmlosen, weil ein Teil der Exspirationskraft durch die Hemmung im Kehlkopf, die Stimmbildung, absorbiert wird. Daneben kann man aber auch stimmlose wie stimmhafte Reibelaute durch primären Druckunterschied nach Belieben als Fortes oder als Lenes hervorbringen.

§ 21. Nach ihrem *akustischen Gesamtwert* lassen sich die Sprachlaute zerlegen in:

1) *Geräuschlaute* mit Bildung eines *Reibegeräusches* an einer Artikulationsenge oder eines *Platzgeräusches* durch Sprengung eines Verschlusses. Diese Gruppe umfasst also die Abteilungen der Spiranten und Verschlusslaute von § 17, 1, b und 2. Sie können sowohl stimmlos als stimmhaft sein, aber auch im letzteren Falle wird das Geräusch als das wesentlichere von den beiden schallbildenden Elementen empfunden.

2) *Sonorlaute*, d. h. Öffnungslaute ohne schallbildende Enge im Ansatzrohr, § 17, 1, a. Der Name ist ursprünglich bloss mit Rücksicht auf die stimmhaften Formen dieser Öffnungslaute gewählt, bei denen die Stimme das einzige schallbildende Element ist (Sonorlaut = reiner Stimmlaut). Mit demselben Rechte aber wie man z. B. von stimmlosen Vokalen, Liquiden, Nasalen spricht (deren Namen ursprünglich auch nur reine Stimmlaute bezeichnen sollten) darf man diesen eigentlichen oder *stimmhaften Sonoren* auch *stimmlose* Nebenformen zur Seite stellen. Sie haben entsprechend der weiten Öffnung des Ansatzrohrs den Charakter schwacher Hauchlaute, deren minimale Geräusche durch den Anfall des Exspirationsstromes an die Wände des Ansatzrohrs entstehen.

Für die Sprachgeschichte und speziell die germanische ist diese Scheidung von Sonoren und Geräuschlauten von besonderer Wichtigkeit. Bei der folgenden Übersicht über die Sprachlaute im einzelnen sollen daher auch sie wie andere in der grammatischen Terminologie hergebrachte praktische Gruppennamen zur Grundlage der Einteilung gemacht werden.

4. DIE SPRACHLAUTE IM EINZELNEN.

A. DIE SONORLAUTE.

§ 22. Die Sonorlaute zerfallen in die hergebrachten Klassen der Vokale, Liquidae und Nasale. Bei den reinen Vokalen und Liquiden ist der Nasenraum durch Hebung des Gaumensegels abgesperrt; bei den nasalierten Vokalen und Liquiden hängt das Gaumensegel schlaff herab; bei den Nasalen ist der Mundraum nach vorn zu abgesperrt.

Vokale und Liquidae unterscheiden sich durch dorsale und marginale (koronale und laterale) Artikulation.

Von den Spiranten unterscheiden sich die Sonoren durch den Mangel eines deutlichen Engenreibungsgeräusches. Durch Steigerung des Exspirationsdrucks oder Verminderung des Lumens ihrer Artikulationsenge kann sich deshalb bei Sonorlauten mit stärkerer Engenbildung auch ein solches Reibungsgeräusch einstellen, d. h. ein Sonorlaut in eine Spirans übergehen. Umgekehrt entwickeln sich oft Sonorlaute aus Spiranten durch Erweiterung ihrer Artikulationsenge oder Schwächung des Exspirationsdruckes. Bei manchen Lauten, wie *r*, *l*, ist ein Wechsel zwischen sonorer und spirantischer Aussprache ganz häufig.

§ 23. Die Vokale im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind reine Stimmlaute, deren Verschiedenheit durch resonatorische Einwirkung des verschieden gestalteten Mundraums auf die Stimme bedingt sind. Beteiligt sind bei der Bildung dieses Resonanzraums die Zunge und die Lippen. Erstere artikuliert dorsal und bildet nach dem gegenüberliegenden Gaumen oder dessen absteigender Fortsetzung nach hinten, der Rachenwand, hin charakteristische, wenn auch oft sehr flache und kaum wahrnehmbare Erhöhungen. Durch die so entstandenen Einengungen des Mundraums wird derselbe in zwei kommunizierende Hohlräume zerlegt, deren Resonanz, einzeln oder geteilt, in erster Linie für die Bestimmung des Vokalklanges massgebend ist. Die Lippen sind bei der Vokalbildung entweder passiv, oder sie können gerundet, vorgestülpt oder spaltförmig erweitert werden. Zungen- und Lippenthätigkeit sind von einander unabhängig, die Zungenthätigkeit aber ist der wichtigere Faktor. Nach ihr sind daher die Vokale in erster Linie zu klassifizieren. Unter den von diesen Gesichtspunkten aus aufgestellten Systemen hat das des Engländers Bell die sicherste empirische Grundlage und praktisch die grösste Bedeutung.

§ 24. Nach dem Orte der Engenbildung zwischen Zunge- und Mundwölbung unterscheidet dies System drei Hauptreihen:

1) Velare oder hintere Vokale (*back vowels*), durch Artikulation des hinteren Zungenrückens gegen den weichen Gaumen und die Rachenwand hin gebildet; Beispiele: *a*, *o*, *u*.

2) Palatovelare oder gemischte Vokale (*mixed vowels*), gebildet durch einen weiter nach vorn liegenden Teil des Zungenrückens etwa gegen die Grenze des harten und weichen Gaumens. Beispiele: russ. *y*, der Laut des engl. *ir* in *sir*, *bird*.

3) Palatale oder vordere Vokale (*front vowels*), gebildet durch Artikulation des Zungenrückens gegen den harten Gaumen. Beispiele: *i*, *e*, *ä*, *ü*, *ö*.

Für die Sprachgeschichte kommt namentlich der Unterschied von velaren und palatalen Vokalen in Betracht, besonders wegen der Verschiedenheit ihrer Einwirkung auf begleitende Konsonanten. Palatovelare Vokale scheinen sich auf germanischem Boden erst relativ spät entwickelt zu haben.

§ 25. Nach dem Grade der Erhebung der Zunge an und vor der Artikulationsenge werden die drei Hauptstufen der hohen, mittleren und tiefen Vokale (*high, mid, low vowels*) unterschieden. Eine solche Artikulationsreihe bilden beispielsweise *i, e* und das *ä* in engl. *air*, oder *u, a* und das *â* in engl. *fall*.

§ 26. Nach dem Grade der Spannung der Zunge sind gespannte und ungespannte Vokale zu unterscheiden: die letzteren unterscheiden sich von den ersteren durch einen dumpferen Klang. So sind z. B. unsere deutschen kurzen *ĭ, ĕ, ŭ, ŏ* in der Regel ungespannt, die langen *ī, ē, ū, ō* dagegen meist gespannt.

Bei den gespannten Vokalen wird speziell der artikulierende Teil der Zunge straffer angespannt und dadurch auch etwas stärker konvex gewölbt; bei den ungespannten Vokalen ist die Zunge schlaffer und hat daher eine flachere Gestalt. Man kann den Spannungsunterschied insbesondere bei den vorderen Vokalen deutlich fühlen wenn man einen Finger unter die Weichteile des Unterkiefers presst, während man Folgen von gespannten und ungespannten Vokalen, wie nhd. *ī : ĭ, ē : ĕ* u. s. w. ausspricht.

Da durch die verschiedenen Grade der Spannung auch die Weite der Mundöffnung im einzelnen beeinflusst wird (durch Spannung verringert sich ihr Lumen, bei Entspannung vergrössert es sich), so hat Sweet statt 'gespannt' und 'ungespannt' die Termini *narrow* und *wide* eingeführt, die man dann weiterhin mit 'eng' und 'weit' übersetzt hat.

Anm. 1. Man hüte sich diese Ausdrücke 'eng' oder 'gespannt' und 'weit' oder 'ungespannt' mit den althergebrachten Ausdrücken 'geschlossen' und 'offen' zu verwechseln, welche nur ganz allgemein aussagen wollen, dass ein Vokal geringere oder grössere Mundöffnung habe als ein anderer, also namentlich auch ohne Rücksicht darauf, ob dieser thatsächliche Unterschied in der Grösse des Lumens von grösserer oder geringerer Erhebung (§ 25) oder von grösserer oder geringerer Spannung der Zunge (§ 26) abhängt. Im einzelnen kann sich zwar 'geschlossen' mit 'gespannt' und 'offen' mit 'ungespannt' decken, aber es muss nicht so sein. So nennen wir z. B. das kurze deutsche *ĭ* 'offener' als das lange *ī*, und das deckt sich hier wirklich mit dem Unterschied von 'ungespannt' und 'gespannt'; wir sagen aber z. B. auch das engl. *ai, e* in Worten wie *air, there* sei 'offener' als das deutsche lange *ē* in *see* u. s. w.: hier sind aber beide Vokale gespannt, aber sie haben verschiedene Erhebung der Zunge; nicht minder nennen wir auch z. B. das engl. *a* in *man, hat* 'offener' als das deutsche kurze *ĕ, ӑ* in *helfen, nächte*, da doch beide trotz verschiedener Zungenerhebung gleicherweise ungespannt sind.

Anm. 2. Diese Spannungsunterschiede sind nicht auf die Vokale beschränkt, sondern kehren auch bei allen übrigen Arten von Sprachlauten wieder, wie Sweet zuerst erkannt hat; vgl. z. B. § 34. 3. 35 Anm. Doch sind sie da im ganzen noch weniger erforscht als bei den Vokalen.

§ 27. Was die Lippenartikulation der Vokale anlangt, so verbinden sich Rundung und Vorstülpung am häufigsten mit velarer Zungenstellung (gerundete Velarvokale, wie *o, u*). Gerundete Palatalvokale wie *ö, ü* sind im Germanischen späteren Ursprungs (Umlautsvokale). Ihre Zungenstellung entspricht oft nicht der Zungenstellung der ungerundeten Vokale mit denen sie die grösste Klangähnlichkeit haben. So wird im Deutschen das *ü* meist nicht mit der Zungenstellung des *i*, sondern der des *e* gebildet, *ö* nicht mit der des *e*, sondern der des *ä* u. s. w.

Spaltförmige Ausdehnung der Lippen ist in den germanischen Sprachen wenig verbreitet und auch da nur etwa bei Palatalvokalen zu finden.

§ 28. Von den Liquidae sind die *l*-Laute charakterisiert durch die seitliche Ausflussöffnung des Schalles (laterale Artikulation). Sie werden einseitig oder doppelseitig gebildet. Durch Hebung des Zungenkörpers

entstehen heller klingende, durch Senkung derselben dunkler klingende Varietäten. Wird der hintere Teil der Zunge nach dem weichen Gaumen hingedrängt, so entstehen gutturale *l*. Ausserdem zerlegen sich die *l* wieder in Unterarten je nach der Art wie und dem Orte wo sich die Zungenspitze anstemmt, also in interdentale, postdentale, supradentale, palatale, cerebrale *l* (§ 18, 2) mit koronaler oder dorsaler Artikulation u. s. w.

§ 29. Die *r*-Laute oder Zitterlaute umfassen nach der herkömmlichen Bedeutung dieser Namen sehr verschiedenes, das eine einheitliche Definition nicht zulässt. Die hauptsächlichsten Unterarten sind das alveolare oder schlechthin Zungenspitzen-*r*, mit gerollten und ungerollten Varietäten, die weiter nach vorn oder weiter nach hinten gebildet werden können (alveolare und gingivale *r*), das cerebrale ungerollte *r* mit rückgebogener Zungenspitze, und das gerollte uvulare oder Zäpfchen-*r*, auch gutturales *r* genannt. Im Germanischen ist es sicher ein späteres Substitut für eines der Zungenspitzen-*r*. Als noch jüngerer Ersatz tritt dafür oft die überweite gutturale Spirans *ʒ* ein. Endlich wird auch der knarrend, d. h. intermittierend, gebildete Stimmton als Kehlkopf-*r* bezeichnet, der oft an Stelle von Vokal + *r* sich entwickelt.

§ 30. Die *r* und *l* können auch spirantisch gesprochen werden, gehören also dann in die Klasse der Geräuschlaute.

Wechsel von *r* und *l* deutet vielleicht auf Abwesenheit des Rollens hin, das wir jetzt als eigentliches Charakteristikum der Zitterlaute empfinden. Am leichtesten ist eine Berührung bei den cerebralen *r* und *l*.

§ 31. Die durch die Absperrung des Mundkanals bei geöffnetem Nasenraum charakterisierten Nasale zerlegen sich nach dem Orte und der Art der Absperrung in labiale *m*, Zungenspitzennasale *n* (mit den Unterabteilungen der interdentalen, postdentalen u. s. w., mit koronaler oder dorsaler Artikulation, § 18, 2), palatale *ń*, velare *ŋ*.

§ 32. Nasalierte Vokale und Liquidae haben bei gesenktem Gaumensegel dieselbe Zungenstellung wie die nicht nasalierten. Oft aber geht mit dem Eintritt der Nasalierung auch eine Veränderung der Mundartikulation zusammen, vgl. z. B. schwäb. *bęnde*, *hǫnd* aus *binden*, *hund*.

§ 33. Stimmlose Sonore (§ 21, 2) entstehen aus den reinen Stimmlauten, wenn man bei bleibender Ansatzrohrstellung die Stimme fortfallen lässt. Sie sind erst in neuerer Zeit genauer untersucht worden. Stimmlose Vokale pflegen wir durch *h* zu transkribieren; doch entsprechen z. B. die deutschen *h*-Stellungen keineswegs überall den Stellungen der folgenden stimmhaften Vokale, vielmehr sind unsere *h* meist stimmlose Gleitlaute von der Ruhestellung zur Stellung des Folgevokals hin. Stimmlose Liquidae und Nasale kommen besonders in der Nachbarschaft stimmloser Geräuschlaute vor. Auch neben ihnen treten sehr gewöhnlich spirantische Nebenformen auf (vgl. § 30).

B. DIE GERÄUSCHLAUTE.

§ 34. Die Spiranten sind 1) ihrer Artikulation nach:

a) Labiale und Labiodentale (§ 18, 1), wie mitteld. *w* gegen *f*, nord- und südd. *w*.

b) Zischlaute, in drei Hauptgruppen: a) Interdentale und postdentale (stimmlos *þ*, stimmhaft *đ*) mit flacher Vorderzunge (Beispiele das engl. harte und weiche *th*); — b) die eigentlichen *s*-Laute (stimmlos *s*, stimmhaft *z*) mit Bildung einer Rinne in dem artikulierenden Zungenblatt und mit zahlreichen Varietäten nach koronaler und dorsaler Artikulation

einerseits und nach der Artikulationsstelle andererseits, z. B. postdentale und supradentale oder alveolare *s* u. dgl.; — c) die *sch*-Laute (stimmlos *š*, stimmhaft *ž*) mit noch nicht ganz aufgeklärter Artikulation; durchschnittlich mit etwas zurückgezogener Zunge und oft mit Vorstülpung oder Rundung der Lippen gebildet, übrigens in ähnlichen Varietäten wie die *s*-Laute.

c) Die *ch*-Laute, palatal (*ich*-Laute) stimmlos *χ*, stimmhaft *j*, oder guttural (*ach*-Laute), stimmlos *x*, stimmhaft *ʒ* mit verschiedenen Unterarten.

d) Die spirantischen *l*, *r* (und Nasale).

2) Sämtliche Spiranten können mit verschiedener Grösse der Reibeenge gebildet werden. Je mehr das Lumen derselben verringert wird, um so schärfer werden die Reibegeräusche. Bei grösserem Lumen sind dagegen die Reibungsgeräusche schwächer, ja bei übermässiger Ausdehnung der Enge können dieselben ganz verloren gehen, sodass Sonore an Stelle der Spiranten treten.

3) Die Grösse des Lumens selbst kann im Prinzip wieder von zwei in ihrem Wesen verschiedenen Faktoren abhängen: einerseits von grösserer oder geringerer Annäherung der engenbildenden Teile, andererseits von grösserer oder geringerer Spannung der artikulierenden Weichteile (vgl. § 26). In der Regel dürfte aber dieser zweite Faktor von ausschlaggebender Bedeutung sein.

§ 35. An Verschlusslauten unterschied die ältere Grammatik nach Massgabe des griech. und lat. Lautbestandes die drei Klassen der Tenues, Mediae und Aspiratae. Sehen wir von den letzteren zunächst ab, so bezeichnet Tenuis und Media in jenen Sprachen den Unterschied von stimmloser Fortis und stimmhafter Lenis, wie noch jetzt in den romanischen Sprachen, dem Neugriechischen u. s. w. In den germanischen Sprachen aber hat sich neben jenen beiden Gruppen noch eine dritte Gruppe, die der stimmlosen Lenes, entwickelt, die, weil meist aus stimmhaften Lenes, also Medien im alten Sinne des Wortes, hervorgehend und als diesen nächstverwandt empfunden, als stimmlose Medien bezeichnet zu werden pflegen. Andere ziehen dafür den Namen schwache Tenues vor.

Am richtigsten ist es vielleicht, die Verschlusslaute zunächst nach der Art einzuteilen wie die Aufhebung des Verschlusses bewerkstelligt wird:

1) Sprenglaute. Bei ihnen wird der Verschluss durch einen plötzlichen, auf den Moment der Verschlusslösung konzentrierten Luftstoss geradezu gesprengt; das Platzgeräusch hat dadurch einen scharf abgestossenen Charakter. Dieser Art sind heutzutage z. B. die Tenues der romanischen und slawischen Sprachen, des Neugriechischen u. s. w., und somit ist es nicht unwahrscheinlich, dass der alte Name Tenuis eben einen solchen Sprenglaut bezeichnen sollte. Da die Sprengung eine gewisse Druckstärke voraussetzt, so begreift es sich, dass Sprenglaute nur als Fortes und nur stimmlos auftreten (§ 20).

2) Lösungslaute, bei denen der Verschluss nicht so sehr durch Sprengung, als (mindestens vorwiegend) durch eigene, freiwillige Muskelwirkung der schliessenden Teile gelöst wird. Dieser Art sind sowohl die stimmhaften Mediae als jene stimmlosen Lenes, die sich so in der That den 'Medien' näher stellen als den 'Tenues'. Eine Art stimmloser Fortes dieser Gattung bilden die Laute, welche in vielen Gegenden Mitteldeutschlands für anlautende *b*, *d*, *g* wie anlautende *p*, *t*, (*k*) gebraucht werden. Der Druck dieser Lösungsfortes kann ebenso stark sein wie bei den Sprengfortes, den Tenues, aber seine grösste Stärke liegt nicht im Momente der Explosion, sondern im Innern der Pause, die dieser vorangeht. Auch bei

starkem Druck hat die Explosion bei ihnen einen dumpferen und matteren Klang als bei den Sprengfortes.

Anm. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der hier statuierte Unterschied von Spreng- und Lösungslauten seinem Wesen nach mit dem Unterschied gespannter und nicht gespannter Laute (§ 26. 34, 3) zusammenhängt. Denn es lässt sich in der That beobachten, dass bei den Sprenglauten die artikulierenden Weichteile schärfer angespannt, also in sich starrer sind als bei den Lösungslauten, bei denen Lippe und Zunge, unbeschadet des Gesamtdruckes, in sich weicher bleiben. Infolge der stärkeren Spannung haben denn die Sprenglaute in der Regel zugleich auch schmalere Berührungsflächen an der Verschlussstelle als die Lösungslaute, was wiederum dazu hilft, die Schärfe des Platzgeräusches zu verstärken.

§ 36. Unterarten der Tenues sind: 1) Tenues mit offenem Kehlkopf; bei ihnen wird der sprengende Luftstoss durch Kompression der Luft von den Lungen aus bewirkt; — 2) Tenues mit Kehlkopfverschluss. Bei ihnen wird gleichzeitig mit der Herstellung des Mundverschlusses auch die Stimmritze geschlossen und die Luft in dem so gebildeten rings umschlossenen Hohlraum teils durch Hebung des Kehlkopfs, teils durch Zusammenpressung der übrigen beweglichen Teile seiner Wandung, namentlich Anpressung der Zunge, verdichtet. Mund- und Kehlkopfverschluss explodieren sodann ebenfalls gleichzeitig.

§ 37. Aspiraten entstehen aus reinen Verschlusslauten dadurch, dass man zwischen die Explosion und den folgenden Laut einen Hauch einschiebt. So stehen neben den reinen Tenues (wie roman. slav. griech. *p, t, k*) die Tenues aspiratae, wie z. B. die bühnendeutschen anlautenden *p, t, k*, genauer *p', t', k'*, deren Hauch ohne Weiteres dem *h* gleichzusetzen ist. In weitem Umfange besass daneben das Indogermanische auch Mediae aspiratae, die jetzt selten und bisher nur in den neuindischen Sprachen beobachtet sind. Ihre Artikulation ist nicht ganz aufgeklärt. Teilweise scheint bei ihnen die Stimme im Moment der Explosion ganz abzusetzen; der anschliessende Hauch ist dann stimmlos wie der der Tenues aspiratae. Andererseits aber scheint auch eine Art Mittelstellung der Stimmritze zwischen Hauch- und Stimmstellung angewendet zu werden, d. h. eine nur schwachstimmige, hauchartige Murmelstimme (vgl. § 3, b). Der so entstehende Hauch kann wohl als ein stimmhafter bezeichnet werden. Gelegentlich sind auch Aspiraten aus stimmlosem Explosivlaute mit diesem stimmhaften Hauch beobachtet worden.

§ 38. Ihrer Artikulationsstelle nach zerfallen die Verschlusslaute in die § 18 aufgezählten Unterabteilungen: Labiale und Labiodentale *p, b*, Dentale *t, d* mit den üblichen Varietäten, Palatale *c, ȝ*, Gutturale *k, g* u. s. w.

5. ZUR KOMBINATIONSLEHRE.

§ 39. Stimmeinsätze. 1) Manche Sprachen lieben es, frei anlautende, namentlich betonte, Vokale mit dem Kehlkopfverschlusslaut ' zu beginnen. Mit diesem festen Einsatz sprechen wir z. B. auch im Deutschen gewöhnlich unsere Vokale im isolierten Anlaut, *'a, 'e, 'i, 'o, 'u* u. s. w. Im Innern des Satzes pflegt aber dieser Einsatz zu verschwinden. Nur beim Bestreben, die etymologische Worttrennung deutlich hervortreten zu lassen, wenden wir ihn auch im Satzinnern öfters an, also z. B. *da ' er, fiel'-er*, bei natürlicherer Sprechweise aber *daĕ-r, fī-lĕr* u. s. w.

Bei Konsonanten ist der feste Einsatz wenig üblich; man hört ihn wohl in ärgerlichem ablehnendem *'nein*, und bei unsilbischen Vokalen, z. B. schwäb. *'i̯a* 'ja'.

Im Ganzen scheint der feste Einsatz in den indogerm. Sprachen ziemlich modernen Ursprungs zu sein, und es ist sehr zweifelhaft, ob man ihn mit dem griechischen Spiritus lenis identifizieren darf, wie das oft geschehen ist. Elisionen und Kontraktionen von Nachbarvokalen sowie das Herüberziehen wortauslautender Konsonanten zum Anlaut des folgenden Wortes (Liaison) sind Kriterien für Nichtanwendung des festen Einsatzes.

2) Leiser Einsatz besteht darin, dass man die Stimmbänder von vorn herein genau in die zum Ansprechen der Stimme nötige Stellung bringt, ohne die vorhergehende Zusammenpressung die man beim festen Einsatz beobachtet. Im Deutschen bedienen wir uns dieses Einsatzes bei isoliert anlautenden Vokalen wohl im Singen, auch bei wenig betonten Vokalen, in anderen Sprachen ist er der Normaleinsatz aller freien Anlautsvokale. Für stimmhafte Konsonanten ist er allgemein üblich.

3) Gehauchte Einsätze stellen sich ein wenn die Exspiration beginnt ehe die Stimmbänder ihre zum Tönen erforderliche Einstellung erreicht haben. Ein leise gehauchter Einsatz dieser Art stellt sich leicht ein, wenn man versucht, einen Vokal kräftig, aber ohne den festen Einsatz zu singen; auch hört man ihn im Deutschen öfter in dem bedauernden *oh*, dem erstaunten *ah* u. dgl. Im Englischen ist er viel verbreiteter. Stark gehauchte Einsätze pflegt man durch *h* oder den Spiritus asper ' anzudeuten. Im Unterschied von den übrigen haben diese meist etymologische Bedeutung, im Germanischen als Reste der gutturalen Spirans *x*. Dass das deutsche *h* eine stimmlose Kehlkopfspirans sei, d. h. dass bei der Aussprache des *h* die Stimmritze eine Zeit lang in einer Mittelstellung zwischen Atemöffnung und Flüsterstellung festgehalten werde, kann nicht für sicher gelten. Über *h* als 'stimmlosen Vokal' s. § 33.

§ 40. Die verschiedenen Formen der Stimmeinsätze kehren am Schlusse als Stimmabsätze wieder. So bedienen wir uns des festen Absatzes z. B. in ärgerlich gesprochenem *dă'*, *nă'*, dem zweifelnden *jă'*, u. ä., des gehauchten Absatzes ebenfalls oft bei stark betonten kurzen Vokalen, wie *jă̔*, *dă̔*. In manchen Sprachen ist leise gehauchter Absatz selbst bei Vokalen allgemein gebräuchlich, d. h. die Stimmstellung wird einen Moment vor dem Erlöschen der Exspiration oder der Umstellung des Ansatzrohrs für einen neuen Laut aufgegeben. Besonders häufig sind leise gehauchte Absätze bei auslautenden stimmhaften Spiranten; soweit diese nicht ganz stimmlos werden, pflegen sie aus einem stimmhaften Anfangsstück und einem (schwachen) stimmlosen Endstück zu bestehen, da die Stimme wiederum aussetzt, ehe die Exspiration zu Ende ist.

§ 41. Für gewisse Lautfolgen haben sich in der Grammatik traditionelle Namen ausgebildet. An wichtigerem kommt hiervon etwa folgendes in Betracht:

1) Einsilbige Gruppen aus silbischen und unsilbischen Vokalen. Nachbarvokale können entweder auf zwei Silben verteilt oder in eine Silbe zusammengezogen werden. Im letzteren Fall fungiert einer derselben sonantisch, der andere konsonantisch, z. B. in Fällen wie *ai*, *aę*, *au̯*, *ja*, *ęa*, *u̯a*, welche Gruppen wie *ar*, *al*, *ra*, *la* in Beziehung auf die Funktionen der beiden Glieder vollkommen gleichartig sind: nur graduelle Unterschiede sind hier zu statuieren, je nachdem die beiden Glieder der Gruppe einander ähnlicher (Vokal + Vokal) oder weniger ähnlich sind (Vokal + Liquida oder Liquida + Vokal u. s. w.), daher die ganze Gruppe selbst für das Ohr einen mehr oder weniger gleichartigen Eindruck hervorruft.

Einen unsilbischen Vokal in solchen Kombinationen pflegt die Grammatik als Halbvokal zu bezeichnen, namentlich wenn er vor dem Sonanten

steht (also bei *ia*, *ua*), weniger konsequent wenn er diesem folgt (*ai*, *au*). Für die einsilbigen Gruppen von zwei Vokalen besteht daneben herkömmlicher Weise der Name Diphthong, der überdies auch nicht konsequent angewendet wird. Man unterscheidet ferner auch wohl echte und unechte Diphthonge wie *ai*, *au* gegen *ie*, *uo*; bei ersteren ist der Konsonant zugleich der Laut geringerer Schallfülle (§ 10, b), bei letzteren kehrt sich das Verhältnis um, daher sie weniger leicht einsilbig zu halten sind und sich leicht in zweisilbige Gruppen wie *ie*, *uo* oder *ie*, *ūo* umsetzen. Diphthonge von der Folge Sonant + Konsonant nennt man auch fallende Diphthonge (*ai*, *au*), die von der Folge Konsonant + Sonant steigende Diphthonge (*ia*, *ua*. wie in franz. *roi*, engl. *will*, *wet* u. s. w.). Auch gleichschwebende Diphthonge, in denen beide Vokale annähernd auf gleicher Stufe stehen, hat man beobachtet. Andere beziehen den Namen Diphthong nur auf 'fallende Diphthonge' und ziehen für 'steigende Diphthonge' die Bezeichnung 'Halbvokal + Vokal' vor.

Bei der Analyse dieser einsilbigen Vokalgruppen ist besonders auf die genaue Bestimmung ihrer Komponenten, d. h. ihrer Anfangs- und Schlusslaute Gewicht zu legen. Es laufen hier besonders leicht Täuschungen mit unter, zumal in diesen Gruppen oft Vokallaute auftreten, welche sonst, d. h. isoliert, in den betreffenden Sprachen nicht vorkommen.

Alle diese Bestimmungen gelten mutatis mutandis auch von den Triphthongen oder dreilautigen einsilbigen Vokalfolgen.

2) Die Folge von Verschlusslaut mit homorganer Spirans pflegt man Affrikata zu nennen, sobald sie ein und derselben Silbe angehören, d. h. mit demselben Exspirationsstoss hervorgebracht werden. Beispiele sind etwa deutsches *pf*, *z* (= *ts*), schweiz. *kx* u. dgl. In diesen Gruppen kann die Stärke und Dauer der Spirans sehr wechseln. Geringe Reibungsgeräusche heften sich oft unwillkürlich an die Explosion von Verschlusslauten (namentlich Aspiraten) an, und so ist eine feste Grenze zwischen diesen und den Affrikaten nicht zu ziehen.

§ 42. Für die Berührung von Nachbarlauten gilt im allgemeinen die Regel, dass alle beiden Lauten gemeinschaftlichen Artikulationsbewegungen nur einmal ausgeführt werden, und dass der Übergang von der einen Stellung zur andern auf thunlichst einfachem Wege vollzogen wird. Diese Neigung führt oft zu gegenseitiger Beeinflussung der Artikulationen der Nachbarlaute oder auch zu einer Abkürzung der eigentlich zu erwartenden Reihe von Artikulationen. Als Hauptfälle dieser Art sind etwa die folgenden zu betrachten.

§ 43. 1) Mischung der spezifischen Artikulationen von Nachbarlauten ist namentlich das Resultat der Einwirkung von Vokalen auf benachbarte Konsonanten. Sie tritt am häufigsten ein wenn der Konsonant dem Vokal vorausgeht; man spricht dann von der Vorausnahme der Artikulation des Vokals.

2) Je nach der Art der mit einander konkurrierenden spezifischen Stellungen kann die Mischung selbst zwiefacher Art sein. Entweder werden Teile des Ansatzrohrs, welche bei der spezifischen Artikulation des einen Lautes unbeschäftigt sind, direkt in die Stellung gebracht die sie bei der Bildung des folgenden Lautes einnehmen müssen (z. B. bei *mi* die bei der Bildung des *m* unbeteiligte Zunge in die *i*-Stellung), oder es tritt ein Kompromiss zwischen den Artikulationsstellungen der beiden Laute ein (z. B. bei *li*, so dass der vordere Zungenkörper bei der Bildung des *l* bereits annähernd in die Palatalstellung des *i* gebracht wird).

3) Mit Bezug auf die zeitlichen Verhältnisse bei dem Mischungsprozesse sind zu unterscheiden:

a) Fortschreitende Mischung. Diese ist im Deutschen sehr gewöhnlich, z. B. bei Konsonanten die zwischen Vokalen von konträrer Artikulation (z. B. Velaren und Palatalen u. s. w.) stehen. Bei Lautfolgen wie *api* wird hier z. B. der *p*-Verschluss gebildet, während sich die Zunge noch in der ziemlich neutralen *a*-Stellung befindet; erst dann wird sie, während der Einhaltung der *p*-Stellung, nach der *i*-Stellung hingewälzt; bei *aki*, *aŋi* u. ä. wird gleichermassen der *k*-, *ŋ*-Verschluss zunächst noch velar, also noch am weichen Gaumen gebildet, und nachher erst wird die Berührungsfläche zur Palatalstellung vorwärts am Gaumen abgerollt, so dass also die Öffnung von der Palatalstellung aus erfolgt. Ähnlich ist es mit den Verschiebungen der Stellung von Öffnungslauten in Folgen wie *afi*, *asi*, *ali* u. dergl. oder umgekehrt bei Folgen wie *ipa*, *ika*, *iŋa* bezw. *ifa*, *isa*, *ila* u. s. w. (Bremer, Deutsche Phonetik S. 56 f.). Charakteristisch ist also hier die Verschiebung der Artikulation während der Dauer des Konsonanten.

b) Vollkommene Mischung. Hier erfolgt die Mischung bereits in dem Momente, wo der betreffende Konsonant eingesetzt wird, und nicht erst während seiner Dauer. Diese Weise ist z. B. in den slawischen Sprachen sehr verbreitet. Dort wird also (z. B. im Russischen) die Lautfolge *a-pi* so gebildet, dass die Zunge bereits in dem Momente die *i*-Stellung erreicht, wo sich die Lippen für das *p* schliessen. Bei *a-ki*, *a-ŋi* etc. wird demnach auch der *k*-, *ŋ*-Verschluss bereits palatal gebildet, und analoges geschieht in anderen Fällen. Charakteristisch ist also hier das Gleichbleiben der Stellung während der Dauer des Konsonanten.

4) Die Hauptformen der Mischung sind etwa:

a) Palatalisierung oder Mouillierung, d. h. die Veränderung, welche ein beliebiger Konsonant durch die Aufnahme der Zungenartikulation eines palatalen Vokals erfährt. Je stärker ausgeprägt die Palatalartikulation des Vokals ist, um so stärker wird auch die Palatalisierung des Konsonanten sein; am weitesten geht also die Einwirkung eines *i* (oder *j*), weniger weit die eines *e* oder *ä*. Übrigens verhalten sich die verschiedenen Sprachen in Beziehung auf Palatalisierung sehr verschieden; die modernen germ. Sprachen kennen, weil hier im ganzen die fortschreitende Mischung (§ 43, 3, a) herrscht, ausgeprägte Palatalisierung nur in verhältnismässig seltenen Fällen, während sie in den slawischen Sprachen in weitestem Umfang herrscht. Dass ihr Gebiet im Germanischen früher ausgedehnter gewesen ist, lehrt z. B. der *i*-Umlaut, der nur durch vorgängige vollkommene Palatalisierung zu erklären ist (vgl. § 70, 3, c).

Bei den Labialen wird die spezifische Lippenartikulation durch die Palatalisierung nicht gestört (höchstens tritt eine geringe Verschiebung der Lippenstellung ein, wenn die betreffenden Vokale gleichzeitig mit spaltförmiger Ausdehnung der Lippen gesprochen werden). Bei allen Zungengaumenlauten muss dagegen ein Kompromiss der Zungenstellung eintreten, welcher häufig zu völliger Verlegung der Artikulationsstelle führt (Übergang von Velaren in Palatale).

b) Velarisierung, d. h. Zurückziehung des Zungenrückens nach dem weichen Gaumen und der Rachenwand hin, tritt seltener als deutlich ausgeprägte Erscheinung auf. Am leichtesten ist die Velarisierung bei Labialen (in *mu* kann die Zunge ohne Störung der *m*-Artikulation während der Dauer des *m* bereits in der *u*-Stellung stehen); bei Zungengaumenlauten ist dagegen die Vorausnahme velarer Zungenstellung wieder nur durch Kompromiss möglich.

c) Rundung oder Labialisierung besteht in der Vorausnahme der Lippenrundung oder Vorstülpung gerundeter Vokale (§ 27). Diese Vorausnahme stört nur die Artikulationsformen der Labiale, nicht die der übrigen Laute.

d) Verbindung von Palatalisierung und Rundung findet sich als Resultat der Einwirkung gerundeter Palatalvokale wie *ü, ö*; Verbindung von Rundung und Velarisierung ebenso in der Nachbarschaft gerundeter Velarvokale wie *u, o*.

e) Auch spezifische Konsonantstellungen können in ähnlicher Weise gemischt werden. So begegnen gelegentlich *pl, bl* resp. *kl, gl* mit Doppelverschluss, d. h. gleichzeitiger Bildung eines Labial- resp. Gutturalverschlusses und eines *l*-Verschlusses durch die Zungenspitze, *pr, br, kr, gr* mit Hebung der Zungenspitze zur *r*-Stellung während der Dauer des Labial- resp. Gutturalverschlusses, u. dgl. mehr.

§ 44. Verlegung der Explosionsstelle von Verschlusslauten. 1) Laterale Explosion. Vordere Linguopalatale, namentlich die sogen. Dentale, verlegen vor *l* ihre Explosionsstelle an die Seiten der Zunge, d. h. dorthin wo sich die Ausflussöffnung der Zunge befindet: *edle, atlas* u. s. w. Bei Palatalen tritt dies nur ein, wenn auch das *l* palatal ist. Auch gutturales *k* vor gutturalem *l* erfährt bisweilen laterale Explosion an den Seiten der Hinterzunge.

2) Nasale Explosion, d. h. Substitution des faucalen Explosivlautes, tritt bei allen Verschlusslauten vor homorganem Nasal (*pm, tn, kŋ* u. s. w.) ein: *abmachen, Aetna*; vgl. auch Assimilationen wie nhd. *lipm, hakŋ* = *Lippen, hacken*.

§ 45. Öffnung von Verschlusslauten ohne Exspiration tritt häufig bei Gruppen von Verschlusslauten auf, indem man den Verschluss für den zweiten Verschlusslaut herstellt, ehe der des ersten gelöst ist. Hier findet keine eigentliche Explosion statt, höchstens hört man ein leises Öffnungsgeräusch, wenn die Verschlussstelle des ersten Lautes vor der des zweiten liegt. So spricht man bühnengemäss im Deutschen wohl Wörter *lebte, Akte* mit deutlicher Doppelexplosion, gewöhnlich aber mit Unterdrückung der ersten. Doch darf die letztere Aussprachsweise wohl als jung gelten. Übergänge wie die von indog. *pt, kt, tt* in *ft, ht, st* sprechen für deutliche Doppelexplosion bei den alten Gruppen.

6. ACCENT UND QUANTITÄT.

§ 46. Damit eine Lautreihe als Silbe, eine Silbenreihe als Takt, eine Taktreihe als Satz empfunden werde, ist es notwendig, dass die Glieder der einzelnen Reihen einerseits durch ein gemeinsames rhythmisch-melodisches Band zusammengehalten werden, andererseits in einem bestimmten Über- und Unterordnungsverhältnis zu einander stehen. Diesen Bedingungen wird genügt durch die planmässige Abstufung der einzelnen Glieder nach Stärke, Tonhöhe und Dauer, oder indem man die beiden ersten unter einem gemeinschaftlichen Namen zusammenfasst, durch die Regelung von Accent und Quantität.

A. ACCENT.

§ 47. Der Name Accent ist in sehr verschiedenem Sinne gebraucht worden, und bezeichnet auch jetzt noch Grundverschiedenes. Das lat. accentus als Übersetzung des griech. *προσῳδία* bedeutete zunächst «das

zum Sprechen Hinzugesungene», also die Melodie des Gesprochenen. Die antike Accentlehre fasst demgemäss wesentlich nur die beim Sprechen gebrauchten Tonintervalle ins Auge. Bei modernen Sprachen wie dem Deutschen wird das Wort Accent gemeinhin zunächst auf die Abstufungen des Nachdruckes bezogen, mit denen die einzelnen Satzglieder, besonders Silben, gesprochen werden. In demselben Sinne reden wir von Betonung, Tonsilben, unbetonten Silben u. dgl. Unsere gesamte landläufige Terminologie ist also eine bildliche, indem Namen welche von Tonhöhenunterschieden hergeleitet sind, zur Bezeichnung von Stärkeunterschieden verwendet werden.

Beide Gebrauchsweisen sind einseitig. Die antike Nomenklatur und Theorie ignoriert die Stärkeabstufungen der sprachlichen Gebilde, die landläufige moderne dagegen die Abstufungen der Tonhöhe. Beide Arten von Abstufungen gehen aber in allen Sprachen neben einander her: es gibt weder Sprachen ohne Stärkeunterschiede noch Sprachen ohne Tonhöhenunterschiede, nur sind die einen in dieser, die andern in jener Sprache schärfer ausgeprägt und haben deshalb auch in der Theorie zuerst oder allein Beachtung gefunden.

In Ermangelung einer weniger zweideutigen knappen Terminologie wird man freilich im Deutschen die alten Namen einstweilen weiterführen müssen. So soll auch im Folgenden das Wort Accent noch als Gesamtname für Stärke- und Tonhöhenabstufung der Sprachgebilde gebraucht werden. Die Accentlehre in diesem Sinne zerlegt sich dann weiter einerseits in die Lehre von der Stärkeabstufung (exspiratorischer, dynamischer Accent) und der Tonhöhenabstufung (musikalischer, chromatischer, tonischer Accent), andererseits in die Lehre von den Abstufungen der verschiedenen sprachlichen Gebilde (Silbenaccent, Wortaccent und Satzaccent).

§ 48. Unter exspiratorischem oder dynamischem Satzaccent verstehen wir die Stärkeabstufung der einzelnen Sprechtakte unter einander. Sie ist im Prinzip ausserordentlich frei, und der Stärkeunterschied zwischen den einzelnen Takten eines Satzes ist in den verschiedenen Sprachen gewohnheitsmässig sehr verschieden. Die germanischen Sprachen gehören im allgemeinen zu denjenigen, welche grosse Abstände im Taktnachdruck anwenden.

Im einzelnen kommt für die Beurteilung der Stärkeunterschiede in Betracht die bis zu einem gewissen Grade gewohnheitsmässig feststehende Abstufung benachbarter Takte bei ruhigem Sprechen, welche mehr unwillkürlich zur Vermeidung der Monotonie des Gesprochenen dient, und die willkürlich wechselnde Abstufung, welche zu Modifikation des Satzinhalts, d. h. zur Hervorhebung einzelner Teile seines Begriffsinhaltes, verwendet sind. Letztere dient wesentlich logischen Zwecken.

§ 49. Für die Stärkeabstufung der Silben eines Taktes gelten im wesentlichen dieselben Bestimmungen wie für die Abstufung der Takte untereinander. Im Bühnendeutschen ist der Abstand 'betonter' und 'unbetonter', d. h. stärkerer und schwächerer, Silben von einander z. B. wieder ziemlich bedeutend, während in andern Sprachen die einzelnen Silben des Taktes mehr mit annähernd gleicher Stärke gesprochen werden.

Als Tonsilbe des Taktes gilt die stärkste Silbe desselben; die übrigen schwächeren, können untereinander wieder verschieden abgestuft sein, sodass man also den Starksilben oder Tonsilben des Taktes mittelstarke und schwache gegenüberstellen kann. Man sagt auch dass die Starksilbe des Taktes den Hauptton, etwaige mittelstarke Silben einen

Nebenton tragen, dagegen schwache Silben unbetont sind. Die Ausdrücke Hochton und Tiefton, welche durch Lachmann in die deutsche Accentlehre in dem Sinne von Hauptton und Nebenton eingeführt sind, bleiben besser der Unterscheidung von musikalisch hohen und tiefen Tönen vorbehalten.

§ 50. Die Lehre vom exspiratorischen oder dynamischen Wortaccent, d. h. von den gewohnheitsmässig feststehenden Stärkeabstufungen der Silben isoliert gesprochener Wörter, gehört nicht in die Phonetik, sondern in die Grammatik. Um zu einem richtigen Bilde der Satz- und Taktabstufung zu gelangen, muss man aber auch diese in den Kreis der Beobachtung einziehen. Es ist dabei besonders zu beachten, dass die Abstufung des isolierten Wortes sehr oft verschoben wird, wenn dasselbe als rhythmisches Teilstück in einen Satz oder Takt eintritt.

§ 51. Unter exspiratorischem oder dynamischem Silbenaccent verstehen wir die von der Exspirationsstärke abhängende Stärkeabstufung der einzelnen Laute einer Silbe, oder mit anderen Worten die Exspirationsabstufung oder -Bewegung innerhalb der Silbe mit Rücksicht auf die einzelnen Laute derselben. Hierbei ist zweierlei zu unterscheiden:

1. Die Exspirationsbewegung der Silbe an sich. Dieselbe ist:

a) eingipflig, d. h. kontinuierlich, und zwar entweder kontinuierlich absteigend oder kontinuierlich aufsteigend und wieder absteigend. In der Silbe *al* beginnen wir mit dem stark gesprochenen Sonanten *a*, dem sich der schwächer gesprochene Konsonant *l* anschliesst; in *la* haben wir die umgekehrte Folge von Exspirationsstärke, in *lal* zunehmende und abnehmende.

b) zweigipflig, d. h. die Abnahme vom Momente grösster Druckstärke ist nicht ganz kontinuierlich, sondern auf einen Moment der Abnahme kann wieder ein Moment geringer Verstärkung folgen, vorausgesetzt dass die Diskontinuität der Schallstärke dadurch nicht so gross wird, dass die Lautmasse uns als zweisilbig erscheint. Eine scharfe Trennung von 'zweigipfligen Silben' und Gruppen von zwei Silben ist danach nicht möglich. Wir bezeichnen die zweigipflige Exspiration durch ˜.

Dieselbe ist namentlich in sogen. 'singenden' Mundarten weit verbreitet und verbindet sich oft mit musikalischer Zweitönigkeit, indem auf dem zweiten Gipfel der Silbe ein neuer Ton einsetzt. Dem bühnend. *jā*, *man* stehen z. B. thür. sächs. *jā̃*, *mañ*, oder engl. *dō̃*, *mañ*, gegenüber.

2) Die Exspirationsbewegung der Silbe in ihrem Verhältnis zu den Einzellauten derselben. Der Augenblick stärksten Drucks fällt naturgemäss in den Sonanten. Vorsonantische Konsonanten werden daher crescendo, nachsonantische decrescendo gesprochen, die Sonanten selbst meist ebenfalls decrescendo. Letzteres ist um so deutlicher wahrnehmbar je länger die Sonanten sind, vgl. *dā* und *dà*, *fál* und *fàl* u. dgl.

Für den Gesamthabitus der Silbe ist von grosser Bedeutung die relative Stärke des Sonanten im Verhältnis zu den etwaigen Konsonanten, und speziell seine Intensität in seinem Endmomente, wo er, sei es durch eine Pause, sei es durch einen folgenden Konsonanten, gleichsam abgeschnitten wird. Man unterscheidet danach Silben mit stark und mit schwach geschnittenem Accent. Den ersteren Accent deuten wir durch ʹ, den zweiten durch ʽ an.

Stark geschnittenen Accent haben in der bühnendeutschen Aussprache stark betonte Silben mit kurzem Sonanten, schwach geschnittenen Accent betonte Silben mit langem Sonanten und schwächere Silben. Wir sprechen also z. B. Wörter wie *da*, *Fall*, *fallen*, *Latte* als *dà*, *fál*, *fálən*, *látə*, aber

dà, fahl; fahle, Latein als *dà, fàl, fà-lə, là-tæn.* Stark geschnittener Sonant am Silbenende, wie in *dà*, bricht bei nahezu voller Stärke plötzlich ab, während schwach geschnittener mehr allmählich verklingt. Folgt auf stark geschnittenen Sonanten ein derselben Silbe zugehöriger Konsonant, so partizipiert derselbe, wenigstens in seinem Eingange, an der grossen Druckstärke des Sonanten, hat also fortisartigen Charakter, während ein Folgekonsonant nach schwach geschnittenem Sonanten mehr als Lenis erscheint (vgl. z. B. die *l* in *fàl* und *fàl*).

Die Verteilung der beiden Accente welche das Bühnendeutsche aufweist, ist keineswegs als allgemein verbreitet anzusehen. Deutsche Mundarten kennen auch den schwach geschnittenen Accent auf silbenauslautender Kürze, namentlich vor Lenes (z. B. schweiz. *lè-sə, gè-bə*) und selbst in geschlossenen Silben wie in *hàlm, hàltn.* Ausserhalb des Deutschen ist der schwach geschnittene Accent noch viel weiter verbreitet, ja man darf annehmen, dass der stark geschnittene Accent des Bühnendeutschen und anderer moderner germanischer Idiome zum grossen Teil erst auf sekundärer Entwicklung beruht.

§ 52. Zu den Unterarten des exspiratorischen Silbenaccents gehört im Hinblick auf die durch ihn veranlasste Spaltung des Silbenexspirationsstosses der sogen. Stosston des Dänischen und Lettischen, der sich auch in einzelnen deutschen Mundarten zu finden scheint. Er besteht in der Einschiebung eines sogen. Stosses, d. h. eines momentanen Kehlkopfverschlusses, in die Silbe. Der Stoss trifft entweder den Schluss des Sonanten, oder fällt in den Eingang eines auf diesen folgenden Konsonanten.

§ 53. Unter musikalischem (chromatischem, tonischem) Silbenaccent versteht man die verschiedenen Arten der Stimmführung innerhalb der einzelnen Silbe. Ebenen Ton, d. h. gleichbleibende Tonhöhe, haben wir z. B. in Fällen wie dem Unentschiedenheit ausdrückenden *jà*, fallenden Ton in dem einfach bejahenden *jā*↘, steigenden Ton in dem fragenden *jā*↗, steigend-fallenden Ton in dem ironischen *jā*∧, fallend-steigenden Ton in dem zornigen *jā*∨. Bei wechselnder Tonhöhe kommt neben der Richtung der Stimmbewegung auch noch das im Einzelfall durchlaufene Intervall in Betracht.

An der Stimmbewegung nehmen nicht nur die Sonanten, sondern alle stimmhaften Laute Teil. Zweitöniger Accent verbindet sich gewöhnlich mit zweigifliger Exspiration[1]; dann fällt der erste Teil des Doppeltones auf den Hauptgipfel, der zweite auf den Nebengipfel der Silbe.

[1] Zweitönige Accente mit zweigipfliger Exspiration sind der Circumflex des Griechischen und doch wohl auch der sog. geschliffene Accent des Litauischen. Der sog. gestossene Ton des Litauischen ist dagegen ein einfach fallender Ton bei eingipfliger Exspiration; er ist also nicht mit dem § 52 besprochenen Stosston zu verwechseln.

§ 54. Musikalischer Wort- und Taktaccent. Hier sind besonders drei Punkte zu beachten: 1) die Richtung der Stimmbewegung: gebrochenen Tonfall haben Nachbarsilben mit ungleichem Silbenaccent (steigend-fallend oder fallend-steigend), gleichlaufenden Tonfall solche mit gleichem Silbenaccent (beide fallend oder steigend); — 2) die Tonhöhen der einzelnen Silben und ihre Intervalle (Unterscheidung von Hoch- und Tiefton oder Hoch-, Mittel- und Tiefton, die eventuell noch weiter zu spalten sind); — 3) die Anordnung in welcher die einzelnen Intervalle etwa gewohnheitsmässig auf einander folgen.

Alle diese Punkte kommen sowohl für die musikalische Charakteristik des Wortes (d. h. einer etymologisch zusammengehörigen Silbenreihe) wie des Taktes (d. h. einer rhythmisch zusammengehörigen Silbenreihe auch

ohne Rücksicht auf ihren etymologischen Zusammenhang) in Betracht. Für beide, d. h. sowohl für den musikalischen Wortaccent wie den musikalischen Taktaccent, lassen sich traditionelle Gewohnheiten beobachten, die oft in Gegenwirkung treten und dann zu einem bestimmten Ausgleich führen müssen. Als Grundlage des Kompromisses dient der traditionelle Wortaccent, die etwaige Umformung geschieht unter dem Einfluss der Neigung zu gewissen Taktmodulierungen.

Mit den Stärkeabstufungen der Silben eines Wortes oder Taktes steht die Abstufung ihrer Tonhöhen nicht in innerem Zusammenhang. Die Behauptung, Starksilben müssten auch den Hochton haben, beruht, so häufig und sicher sie auftritt, lediglich auf einem augenfälligen Irrtum.

§ 55. Der musikalische Satzaccent. Auch dem Gesamtsatze kommt endlich eine besondere, dem musikalischen Accent der Einzelwörter oder Takte übergeordnete, Melodie zu. Diese musikalische Charakteristik des Satzes setzt sich im Einzelfalle wieder aus verschiedenartigen Elementen zusammen, insbesondere 1) der eigentlichen Modulierung des Satzes, bei der namentlich für den Satzschluss (d. h. die Schlüsse der verschiedenen Satzarten) bestimmte Gewohnheiten zu bestehen pflegen, und — 2) der Gesamtstimmlage des Satzes, welche auch ihrerseits zum Ausdruck verschiedener Stimmungen und logischer Verhältnisse dienen kann.

B. QUANTITÄT.

§ 56. Die Dauer der Sprechtakte kann eine sehr verschiedene sein. Im allgemeinen mögen die Einzeltakte eines Satzes zu ungefährer Gleichheit der Dauer hinneigen, aber eine schärfere Regelung der Taktlänge tritt doch erst in der gebundenen Rede, im Verse, ein. Das absolute Zeitmass der Takte wechselt stark nach dem allgemeinen Tempo der Rede oder einzelner Teile derselben. Da dieses wiederum grossenteils von der die Rede beherrschenden Stimmung abhängig ist, so bringt erregtere Rede und wechselnde Stimmung auch grössere Schwankungen der Taktdauer mit sich. Bei ruhiger und namentlich gleichgültiger Sprechweise sinken Tempo (und Rhythmus) leicht zu gleichförmiger Eintönigkeit herab. In der affektlosen Sprache des Alltagverkehrs werden sich demnach die Wirkungen einer gleichförmigen, nur durch rhythmische Neigungen bedingten Taktierung am stärksten geltend machen.

§ 57. Die Silbendauer. 1) Die Unterscheidung von kurzen und langen Silben in der landläufigen Theorie ist zum Teil willkürlich und wesentlich nach metrischen Bedürfnissen zurecht gemacht. Nach dieser Theorie sind Silben (ungenauer 'Vokale') entweder von Natur (φύσει, natura) oder durch Konvention (Satzung, *θέσει, positione*) lang oder kurz. Dieser Unterschied hat mit der absoluten Dauer der Silben wenig zu thun. Vielmehr bedeutet lang hier soviel als dehnbar, kurz soviel als undehnbar, immer vom Sonanten ab gerechnet. In diesem Sinne können als kurz nur offene Silben auf kurzen Sonanten gelten, d. h. Silben, die hinter dem kurzen Sonanten eine Druckgrenze haben. Silben mit langem Sonanten sind ohne weiteres dehnbar durch Verlängerung des Sonanten, geschlossene Silben (d. h. Silben ohne Druckgrenze hinter dem Sonanten) durch Verlängerung des schliessenden Konsonanten. Alle Schallsilben (*alle, Fasse, Kammer* = *alə, fasə, kamər*) sind als geschlossen dehnbar, können also metrisch für lang gelten.

Eine scharfe Scheidung zwischen dieser metrischen Art von Kürze und Länge (genauer Undehnbarkeit und Dehnbarkeit) ist also nur möglich in

Sprachen mit ausgebildetem Druckgrenzensystem. An der nhd. Bühnensprache lässt sich daher diese Unterscheidung nicht wohl demonstrieren, da alle betonten Silben lange Sonanten, oder bei kurzen Sonanten durchlaufende Exspiration haben, also geschlossen sind. Von den Mundarten aber haben viele, namentlich süddeutsche und speziell schweizerische, die alte Unterscheidung gewahrt.

Schwankungen in der gewohnheitsmässig angenommenen Geltung als Kürze oder Länge (z. B. das Schwanken in der Behandlung von Muta + Liquida als positionsbildend und nicht positionsbildend u. dgl.) gehen auf Verschiedenheit der Silbentrennung im Verse (§ 14) zurück.

b) Die absolute Dauer der Silben hängt bis zu einem gewissen Grade von der Anzahl der in ihr vereinigten Laute und deren gewohnheitsmässig feststehenden Quantitäten im einzelnen ab. Doch bleibt trotz dieser Abhängigkeit für Schwankungen in der Dauer der einzelnen Silbe noch ein grosser Spielraum übrig je nach dem Tempo in dem dieselbe genommen wird. Dies Silbentempo wiederum richtet sich teils nach dem allgemeinen Tempo der Rede, teils nach der Anzahl und den Betonungsverhältnissen der Silben eines Sprechtaktes. Aus der Neigung, den Sprechtakten ungefähr gleiche Dauer zu geben, folgt nämlich, dass die Dauer der einzelnen Silben um so grösser ist, je weniger Silben einen Takt bilden, und um so geringer, je mehr Silben in einem Takt unterzubringen sind (vgl. etwa die dreifache Abstufung der Länge der Silbe *heil* in den drei Sprechtakten *heil,* | *heilig,* | *heilige,* |); ferner dass, je mehr Zeit durch eine aus irgend einem Grunde überdehnte Silbe eines mehrsilbigen Taktes absorbiert wird, um so weniger für die anderen Silben des Taktes übrig bleibt. Überdehnung einzelner (betonter) Silben kann daher zu völliger Unterdrückung anderer (unbetonter) Silben desselben Taktes führen, wie sie sich z. B. in den auch in den germanischen Sprachen häufigen Synkopierungen unbetonter Vokale besonders nach langer (d. h. dehnbarer) Silbe zeigt.

Als Normalmass der Silbendauer lässt sich für die germanischen Sprachen etwa dasjenige aufstellen, welches die Silben im zweisilbigen Sprechtakte haben. Diese Normallänge erscheint dann im einsilbigen Takt gesteigert (überdehnt; Überlänge), im mehrsilbigen gemindert.

§ 58. Die Quantität der Einzellaute ist ebenso schwankend, wie die der Takte und Silben. Die gewöhnliche Zweiteilung nach Kürze und Länge genügt nicht, da fast überall bei Sonanten wie Konsonanten mehr als zwei Quantitätsstufen fest entwickelt sind. Die Anzahl der zu unterscheidenden Stufen (etwa Überkürze, Kürze, Halblänge, Länge, Überlänge) und das Verhältnis ihrer Zeitmasse ist nur für den Einzelfall genauer festzusetzen.

Die Quantität der Laute im Einzelworte ist bis zu einem gewissen Grade fest überliefert (traditionelle Quantitätsabstufung), andrerseits von rhythmischen Einflüssen, namentlich wieder von Tempo und Silbenzahl des Taktes, abhängig (rhythmische Quantitätsabstufung). Traditionell ist z. B. der Gegensatz zwischen *ă* und *ā* in nhd. *Lamm* — *lahm* (= *lám̄*, *lā̀m*), rhythmisch bedingt dagegen die Überlänge des *ā* im einsilbigen Takt *lā̀m* gegenüber der einfachen Länge im zweisilbigen Takt *lā̀-mə*, oder die Länge resp. Überlänge des *m* von *lám̄* oder *lam̄* gegenüber der Kürze in *lám̆əs* u. s. w. Zur Grundlage für die Bezeichnungen der verschiedenen Stufen empfiehlt es sich diejenigen Zeitmasse zu nehmen, welche im zweisilbigen Takt üblich sind, also z. B. wie eben geschehen das *ā* von *lā̀-mə* als 'lang', das von *lā̀m* als 'überlang' zu bezeichnen.

7. LAUTWECHSEL UND LAUTWANDEL.

A. ALLGEMEINES.

§ 59. Die traditionelle Aussprache der einzelnen sprachlichen Gebilde pflegt sich im Laufe der Zeit zu verändern. Die Resultate solcher Veränderungen bezeichnet man als Lautwechsel, mit Rücksicht darauf, dass die Gesamtveränderungen der Aussprache etwa einer Silbe oder eines Wortes sich aus den Änderungen zusammensetzen, welche die einzelnen Laute der Silbe oder des Wortes erfahren haben. Ein solcher Wechsel von *a* und *e* liegt z. B. im ahd. *gesti* gegen früheres *gasti* vor, ein Wechsel von unbetontem *i* und *e* in mhd. *geste* gegen ahd. *gesti*, ein Wechsel von *n* und *m* in ahd. *piligrîm* gegen lat. *peregrinus*, ein Wechsel von *re* und *er* in mnd. *bersten* gegen and. *brestan*, u. s. w.

Diese Beispiele lassen bereits erkennen, dass ein Lautwechsel auf verschiedene Weise zu Stande kommen kann. Von *re* in *er*, von *n* zu *m* gelangt man nur durch einen Sprung; zwischen den Stellungen von *a* und *e* aber liegen die Stellungen einer langen kontinuierlich abgestuften Reihe von Zwischenvokalen, die eine Brücke für den Übergang bilden können und in dem Falle von *gasti* — *gesti* thatsächlich gebildet haben. Hiernach ergeben sich zwei Hauptarten des Lautwechsels.

§ 60. Springenden Lautwechsel zeigen Fälle wie *brestan* — *berstan*, *peregrinus* — *piligrîm*. Die deutlichsten Beispiele sind die Metathesen und sogen. Dissimilationen, die sich kaum anders als durch die Annahme wiederholt vorkommender und deshalb schliesslich mehr oder weniger allgemein rezipierter Versprechungen erklären lassen. Ferner gehört ein Teil der Assimilationen hierher, so die des *n* an den wortanlautenden Labial in *peregrinus* — *piligrîm*, der Umsprung eines vorgerm. Gutturals in einen Labial unter dem Einfluss eines in demselben Worte stehenden Labials, wie in germ. **wolfa-* Wolf, aus **wolpa-* oder **wolhva* für **wolqu-*, u. dgl.

Dem springenden Lautwechsel haftet oft der Charakter des Zufälligen und Unsteten an. Wenn manche Veränderungen dieser Art trotzdem mit grosser Regelmässigkeit auftreten, so liegt das nur darin, dass gewisse Versprechungen sehr nahe liegen und sich deshalb auch gegen oder ohne unsern Willen häufig einstellen.[1]

Eine besondere Art des springenden Lautwechsels bildet die sogen. Lautsubstitution bei der Herübernahme fremder Wörter, welche Laute enthalten die der entlehnenden Sprache fehlen. Solche Laute werden bei der Entlehnung — und dies geschieht naturgemäss mit grosser Konsequenz — durch ähnliche, und zwar die nach dem Sprachgefühl der Entlehnenden nächstliegenden Laute ersetzt (vgl. etwa deutsch *Genie*, gespr. *šenî* mit frz. *génie*, d. h. *ženi* u. dgl.). In der Regel ist jedoch der Sprung bei solchen Substitutionen nicht allzu bedeutend.

[1] Vgl. besonders: R. Meringer und K. Mayer, *Versprechen und Verlesen*, Stuttgart 1895.

§ 61. Die zweite Hauptart ist der Lautwechsel durch allmähliche Verschiebung der Artikulation, wie in *gasti* — *gesti*. Den Verschiebungsprozess selbst, im Gegensatz zu seinem Resultat, dem Lautwechsel, nennt man Lautwandel; es ist nur eine abgekürzte Sprechweise, wenn man etwa sagt, bei *gasti* — *gesti* liege ein Lautwandel von *a* zu *e* vor, statt ein durch Lautwandel entstandener Wechsel von *a* mit *e*. Lautwandel im eigentlichen Sinne des Wortes umfasst also teils die im einzelnen Indi-

viduum unbewusst und in kleinsten, fast unmerklichen Etappen fortschreitende Verschiebung der beim Erlernen des Sprechens anerworbenen Artikulations- oder Sprechbewegungen, teils die ebenfalls minimalen Verschiebungen in der Sprechweise, welche bei der Übertragung des Sprechens von einem Individuum auf das andere oder von einer Generation auf die andere vorkommen.

Diese Art des Lautwechsels — und ihr fällt weitaus die grösste Masse aller lautlichen Veränderungen der Sprache zu — zeichnet sich im Gegensatz zu dem springenden Lautwechsel durch ungemeine Stetigkeit aus; ja insofern der Prozess des Lautwandels nicht durch besondere Einflüsse gekreuzt und gestört wird, müssen seine Ergebnisse unter gleichen Bedingungen stets dieselben sein. Man nennt deswegen den Lautwechsel durch Lautwandel geradezu lautgesetzlich, d. h. man erwartet, dass der irgendwo thatsächlich konstatierte Lautwechsel regelmässig und ausnahmslos in allen Fällen sich zeige, welche denselben Bedingungen unterliegen wie diejenigen, welche zur Konstatierung der Thatsache geführt haben. Lautgesetze in diesem Sinne müssen ausnahmslos sein. Die zahlreichen scheinbaren Ausnahmen, welche diesem Satze entgegenstehen, sind teils nicht rein lautlicher, sondern analogischer Art, teils erklären sie sich durch zu weite Fassung der Regeln, welche die für den Eintritt des Lautwechsels massgebenden Bedingungen nicht genügend spezialisierten, teils gehören sie dem Gebiete des springenden Lautwechsels an, dem man selbstverständlich eine Gesetzmässigkeit überhaupt nicht zuschreiben kann. Die Grenzlinie zwischen springendem Lautwechsel und lautgesetzlichem Wandel im Einzelfall sicher zu bestimmen, kann freilich Schwierigkeiten machen.

Anfangs- und Endglied eines Lautwandlungsprozesses können weit von einander abstehen. Dann ist aber auch der Prozess selbst ein komplizierter und lässt sich meist mit Sicherheit in eine Reihe successiver Einzelakte zerlegen, deren Addition erst jenen grösseren Endabstand ergibt. Gleichzeitige Veränderung eines Lautes oder einer Lautgruppe nach mehr als einer Richtung ist im allgemeinen nicht anzunehmen. Bei der folgenden Besprechung einer Anzahl wichtigerer Lautwechsel werden daher im allgemeinen nur jene einfachen Verschiebungen erörtert werden.

§ 62. Eine allgemeingültige, streng systematische Klassifizierung der Arten des Lautwandels ist ebenso unmöglich wie die Aufstellung eines allgemeingültigen Lautsystems, weil hier wie dort die Einteilungsmomente sich vielfach kreuzen, ohne dass dem einzelnen Momente ohne weiteres und für alle Fälle der Vorrang bei der Gruppierung zugesprochen werden könnte. Auch hier muss es genügen, Gruppen aufzustellen, die durch ein gemeinsames Band zusammengehalten werden.

1. Spontan nennen wir diejenigen einfachsten Verschiebungsakte, welche lediglich der freien Willkür des Sprechenden ihren Eintritt verdanken, ohne an irgend eine andere Bedingung geknüpft zu sein. Beispiele spontanen Lautwandels sind etwa die Entrundung gerundeter Vokale (Übergang von *ü, ö* in *i, e* durch Wegfall der Lippenartikulation), der Übergang von indog. *o* und *ā* zu germ. *a* und *ō*, die meisten Einzelakte der germanischen Lautverschiebung (z. B. die Verschiebung von indog. *b, d, g* zu *p, t, k*), die Fixierung des Starktons auf die Wurzelsilbe u. s. w. Bedingt heisst dagegen derjenige Lautwandel, welcher noch an andere Bedingungen als die blosse Willensthätigkeit des Sprechers geknüpft ist. So ist z. B. der Übergang des ahd. *-i* in *gesti* zu mhd. *-e* in *geste* durch die Nachdruckslosigkeit der Schlusssilbe, der Umlaut von ahd. *gasti* zu *gesti* durch das Vorhandensein des *i* in zweiter Silbe, die Verkürzung des *ll* in nhd. *falle*

(= *fàlə*) gegen mhd. *falle* (= *fal-lə*) durch die Verschiebung der Druckgrenze bedingt. Eine besondere Unterabteilung des bedingten Lautwandels ist der kombinatorische, dessen Eintritt von der Einwirkung eines Nachbarlautes abhängig ist. Als Beispiel kann wieder der Umlaut von *gasti* zu *gesti* dienen.

2. Nach der Verschiebung der einzelnen Artikulationsfaktoren an sich unterscheidet man Lautwandel durch Veränderung der Artikulationen des Sprechapparats, resp. seiner einzelnen beweglichen Teile (Veränderung der Artikulationsstellungen oder räumliche Verschiebung) und durch Veränderung der Exspiration (namentlich dynamische Verschiebung). Hierzu treten dann Veränderungen der Dauer (quantitative Verschiebungen).

3. Eine Gruppe für sich bildet der Lautwandel durch zeitliche Verschiebung zweier zusammenwirkender Artikulationsfaktoren, welche an sich keine oder doch keine wesentliche Veränderung erleiden. Beispiele sind etwa die sogen. westgerm. Gemination (z. B. westgerm. **kùn-nia* aus germ. **kù-nia*: alle Artikulationen des Sprechapparats wie die Zweiteiligkeit der Exspiration bleiben bestehen, aber die ursprünglich vor dem *n* stehende Druckgrenze ist in das *n* hineinverlegt) oder die Entwickelung von Gruppen wie *ànd* aus *añd* (genauer wohl *ànd* aus *a͡nd*: bei gleichbleibender Silbenlänge, Exspiration und Artikulationsfolge ist die Umstellung von der *a*-Stellung zur *n*-Stellung später erfolgt, und daher das *a* um so viel gedehnt als das *n* an Dauer verloren hat); oder endlich Assimilationen wie *adna* zu *an-na* (durch vorzeitige Senkung des Gaumensegels). Wie man sieht, können durch zeitliche Verschiebung sowohl quantitative als qualitative Veränderungen hervorgebracht werden.

B. Wichtigere Einzelfälle.

§ 63. Wechsel von Sonant und Konsonant (§ 13). Konsonanten (namentlich sonore) werden notwendig silbisch (werden 'vokalisiert') wenn sie ohne stützenden Sonanten so neben Laute geringerer Schallfülle treten, dass sie durch diese von dem nächsten Sonanten getrennt sind. So erwachsen aus germ. **akra*-, **foȝla*-, **maiþma*-, **taikni*- die got. Formen *akr*, *fugl*, *maiþm*, *taikn* mit silbischem *r*, *l*, *m*, *n*, aus germ. **harja*-, **balua*- (**balþa*) die ahd. Formen *hari*, *balo*.

In anderen Stellungen herrscht freierer Wechsel. Vokalisierung eines Konsonanten durch Sonantenausfall kann auch unmittelbar vor einem anderen Sonanten eintreten: vgl. nhd. *britn*, *blādn* neben *bəritn*, *bəlādn* 'beritten, beladen'; leicht tritt aber auch hier Umbildung zum Konsonanten als Folge ein. Nhd. Formen wie *bəritne*, *bəlādne* aus *bəritnə*, *bəlādnə* verhalten sich ganz wie z. B. got. *sôkja*, d. h. *sôkia* aus germ. dreisilbigem **sôkiô*, so auch wohl spätahd. *glouben*, *gnâda* für **glouben*, **gnâda* aus *gə-louben*, **gənâda*. Die Gruppen Kons. + *ri*, *li* + Vokal setzen sich gern in Kons. + *rj*, *lj* um, vgl. got. *hôftuljôs* aus **hōftljôs* für **hoftliôz* neben Formen wie *haimôþlja*, *hilftrjôm* für **haimôþlia*, **hilftriôm*; ahd. -*sidillo* aus *-*sidiljo* für *-*sidljo* aus germ. **siþliô* u. dgl. Fallende Diphthonge deren erster Komponent ein Vokal geringerer Schallfülle ist (also besonders unechte Diphthonge, § 41, 1) setzen sich leicht in steigende um, vgl. etwa altn. *bjúga*, *gjóta*, *bjarga*, *skjaldar* aus **beuga*, **geota*, **bearga*. **skealdar*. — In den einzelnen Sprachen und Sprachperioden sind diese Wechsel öfter an bestimmte Bedingungen, wie Quantität der vorausgehenden Silbe, Zahl

und Beschaffenheit der silbentrennenden Konsonanten u. s. w., gebunden. Weiteres hierzu s. in § 71.

§ 64. Wechsel von Stellungslaut und Gleitlaut (§ 12). Meist ist hier der Stellungslaut das ursprüngliche, so dass es sich also meist um Reduktionen von Stellungslauten zu Gleitlauten handelt. Wir bezeichnen dieselben durch ̯ unter dem reduzierten Laut (*l̯a*, *m̯a* u. s. w.). Am häufigsten werden sonore Konsonanten im Silbenanlaut zu blossen Gleitlauten reduziert, d. h. Exspiration und Stimme setzen erst in dem Momente ein, wo der Übergang zur Stellung für den folgenden Laut beginnt. Im Nhd. sind die anlautenden *m*, *n*, *r*, *l* und das mitteld. bilabiale *w* fast durchgehends so reduziert, oft auch das südd. *j* und labiodentale *w*. Bei stimmlosen Spiranten ist es schwerer festzustellen ob sie diese Reduktion erleiden, so lange noch ein deutliches Reibungsgeräusch erzeugt wird. Im Ganzen haben alle sogen. kurzen Konsonanten die Neigung gleitlautartigen Charakter anzunehmen.

Einfache Stimmgleitlaute oder Gleitvokale haben wir oft in den sog. geschwächten (d. h. gemurmelten, § 3, b) *e* moderner germ. Sprachen; hier wird nicht eine bestimmte Vokalstellung eingehalten, sondern die Organe gehen aus der Stellung eines vorausgehenden Konsonanten auf dem kürzesten Wege zu der des folgenden über. Auch für Diphthongen treten oft Gleitvokale von der Stellung des ersten zu der des zweiten Komponenten auf.

§ 65. Wechsel von Fortis und Lenis ist teils spontan, teils vom Silbenaccent abhängig. Zum spontanen Wechsel gehören z. B. die Verschiebungen der stimmhaften Lenes indog. *b*, *d*, *g* zu den germ. stimmlosen Fortes *p*, *t*, *k*, zum bedingten die Schwächung der urgerm. *f*, *s*, *þ*, *x* zu den stimmhaften Lenes *ƀ*, *z*, *đ*, *ʒ* beim grammatischen Wechsel, oder die Steigerung alter einfacher Lenes zu geminierten Fortes durch die Verschiebung der Silbengrenze bei der westgerm. Gemination (westgerm. **kŭn-n̯ja-* aus **kŭ-n̯ja-* u. dgl.), die sehr häufige Schwächung der Fortes *p*, *t*, *k* in den Verbindungen wie *sp*, *sk*, *st*, *ft*, *ht* u. s. w. Gelegentlich treten auch Laute von mittlerer Stärke auf, welche weder ausgeprägte Fortes noch ausgeprägte Lenes sind; dies gilt z. B. oft von den *p*, *t*, *k* der eben angeführten Lautgruppen, den mitteld. *b*, *d*, *g* u. s. w.

§ 66. Wechsel stimmhafter und stimmloser Laute beruht auf zeitlicher Verschiebung von Stimmeinsatz und Ansatzrohrartikulation. Den Übergang stimmloser Laute zu stimmhaften hat man früher oft Erweichung genannt; den umgekehrten Prozess kann man als Stimmreduktion bezeichnen; zum graphischen Ausdruck dafür diene ̥: *l̥*, *r̥*, *m̥*, *b̥* drücken also stimmlose *l*, *r*, *m*, *b* aus, welche und insofern sie aus stimmhaften hervorgegangen sind.

Einfache Geräuschlaute unterliegen diesem Wechsel (abgesehen von der Stellung im Auslaut) im allgemeinen nur, wenn sie zugleich Lenes sind. So blieben die Fortes *f*, *s*, *þ*, *x* im Nachlaut der indog. Tonsilbe beim sogen. grammatischen Wechsel stimmlos, während sie in unbetonten Silben zunächst zu Lenes herabsanken und dann in die stimmhaften Spiranten *ƀ*, *z*, *đ*, *ʒ* übergingen. Als Beispiel für Stimmreduktion können die nhd. stimmlosen Mediae *b̥*, *d̥*, *g̥* dienen.

Geminierte stimmhafte Geräuschlaute neigen im Germanischen zum Stimmverlust; so werden beispielsweise die westgerm. *bb*, *dd*, *gg* bei der hochdeutschen Lautverschiebung früher und in weiterem Umfang stimmlos (zu *pp*, *tt*, *kk*) als die einfachen *b*, *d*, *g*. Geminierte stimmlose Geräusch-

laute und stimmlose Fortes überhaupt unterliegen direkt, d. h. ohne vorhergehende Schwächung zu einfacher Lenis, wohl nie der Erweichung.

Im Auslaut werden stimmhafte Geräuschlaute besonders häufig stimmlos, wenigstens in ihrem letzten Teil. So hat das engl. *had* noch Stimme nach dem *d*-Verschluss, aber die Explosion ist stimmlos, und Formen wie *has* zeigen ein schwaches *s* das in seinem Eingang stimmhaft, in seinem Ausgang stimmlos ist. Selbst wenn der ganze Laut stimmlos wird, bleibt ihm zunächst sein Charakter als Lenis (§ 20), und die Steigerung zur Fortis, wie wir sie etwa in nhd. *lant* 'Land' gegen *landes* haben, ist ein davon unabhängiger Akt.

Eigentümlich und nicht genügend aufgeklärt ist die Neigung mancher Sprachen (auch deutscher Mundarten), wortauslautende stimmlose Geräuschlaute vor folgendem Vokal im Zusammenhang des Satzes zu erweichen, während dieselben im Wortinhalt vor Vokalen unversehrt bleiben.

Sehr gewöhnlich ist endlich der Wechsel stimmloser und stimmhafter Laute in Konsonantgruppen. Namentlich wird die Berührung stimmhafter und stimmloser Geräuschlaute gern durch eine Assimilation vermieden; vgl. etwa deutsches *iχb̥in* oder *ijbin* mit *du bist, iχk'an* 'ich bin, du bist, ich kann'. Auch bei Sonoren vor und nach stimmlosen Geräuschlauten ist die Stimmreduktion sehr gebräuchlich, vgl. deutsch *blau* und *pl̥an*, *gnade* und *kn̥app*, *balde* und *al̥t*, oder schärfer ausgeprägt engl. *grow* und *cr̥ow*, *glow* und *sl̥ow*, *bride* und *pr̥ide*, *send* und *sen̥t* u. dgl. Die Assimilationen selbst können regressiv und progressiv sein.

§ 67. Wechsel von Sonoren und Geräuschlauten ist ausserordentlich häufig.

1) Geräuschreduktion von Spiranten kann erfolgen entweder durch Erweiterung der Reibeenge bei gleichbleibendem Exspirationsdruck, oder durch Druckminderung bei gleichbleibender Enge. Besonders leicht tritt dieselbe bei stimmhaften Spiranten ein, weniger oft bei stimmlosen, deren Geräusche an sich schärfer ausgeprägt sind als die durch die Hemmung des Luftstroms im Kehlkopf geschwächten Geräusche der stimmhaften. Wir bezeichnen die Geräuschreduktion durch ‸, z. B. *đ̭* = engl. *th* in *the, brother*.

2) Übergang von Sonoren zu Geräuschlauten kann umgekehrt eintreten durch Verkleinerung der Artikulationsenge oder Steigerung des Atemdrucks. Geräusche treten hier um so leichter auf, je enger die Ausflussöffnung des betreffenden Lautes an sich ist, also bei Vokalen wie *i, u*, der Liquida *r*, weniger oft schon bei *l* und den Nasalen, und wiederum leichter bei stimmlosen als bei stimmhaften, weil bei den ersteren der Luftdruck im Munde an sich grösser ist. Besonders häufig stellt sich daher dieser Übergang da ein, wo stimmhafte Sonore durch Stimmreduktion, § 66, stimmlos werden.

§ 68. Wechsel von Spiranten und Verschlusslauten (§ 17). Die verschiedenen Fälle sind am besten gesondert zu betrachten.

1) Übergang stimmhafter Spirans in stimmhaften Verschlusslaut ist auf germanischem Boden weit verbreitet. So ging z. B. das germ. *đ* im Westgerm. in *d*, die germ. *ƀ, ʒ* einzelsprachlich vielfach in *b, g*, das germ. *þ* durch *đ* hindurch einzelsprachlich vielfach in (rein dentales) *d* über. In einer Art lebendigen Wechsels finden wir *đ* und *d* in den heutigen englischen Mundarten. Darf man aus den hier geltenden Verhältnissen schliessen, so bildet den Berührungspunkt stimmhafte Spirans mit Geräuschreduktion (§ 67, 1) einerseits und stimmhafte Media mit voll tönendem Stimmton, aber gelinder Explosion andererseits. Der Sprung ist dann sehr gering: die Gleitlaute sind für beide Laute nahezu dieselben und im Moment der Stellung

dominiert beiderseits für das Ohr der Stimmton, das schwache Explosionsgeräusch der Media verklingt dagegen.

2) Der Übergang stimmhafter Verschlusslaute in stimmhafte Öffnungslaute vollzieht sich in genau umgekehrter Weise, d. h. auch hier treten zunächst wohl stets Öffnungslaute ohne deutliches Reibungsgeräusch an die Stelle einer Media mit schwacher Explosion. In der Regel tritt an die Stelle des Verschlusslautes die homorgane Spirans, also z. B. *b, d, ʒ* für *b, d, g*; daneben stehen aber auch Übergänge wie der von *d* zu *r*, der nicht durch eine Spirans vermittelt zu sein braucht.

3) Übergang stimmloser Spiranten in stimmlose Verschlusslaute ist verhältnismässig selten. Der bekannteste Fall ist der Übergang des germ. *þ* zu *t'* in den skand. Sprachen ausser dem Isländ. und im irischen Englisch; aus dem Deutschen gehört hierher vielleicht das oberd. *k'* = ahd. *ch-*, wenn nämlich letzteres nicht die Affrikata *kx* ausdrückte. Als Zwischenstufe zwischen Spirans und Verschlusslaut ist vielleicht überall Affrikata anzusetzen; der Entwicklungsgang wäre dann: Vorschlag eines Mundverschlusses (wie in mhd. *pfn-* aus *fn*: *pfnehen, pfnast, pfnüsel*), Schwächung des spirantischen Teils zum Hauch (wie in md. *inpâhen, inpallen*, d. h. *inp'âhen, inp'allen* aus *intfâhen, intfallen* mit bilabialem *f*).

Stärker verbreitet ist dieser Übergang bei gewissen Konsonantgruppen. Ganz gewöhnlich wandelt sich *hs* in *ks*, vgl. altn. *vaxa*, ags. *weaxan*, nhd. *wachsen*, d. h. *waksn*, mit got. *wahsjan*, ahd. *wahsan*, oberd. (schweiz. öst.). *waxsə*.

Der Wechsel *fs* > *ps* findet sich im Nord. (*repsa* neben *refsa, ups* aus *ufs*, got. *ubizwa*) und gelegentlich im Deutschen (*lepse, repsen, wepse* aus und neben *lefse, refsen, wefse*), der Übergang von *ft* > *pt* scheint auf das Nord. beschränkt zu sein. Überall wo *f* zu *p* wird, scheint bilabiale Aussprache vorgelegen zu haben. Der dem Nord. eigene Übergang von *ht* zu *tt* mit Dehnung des vorhergehenden Vokals (er findet sich auch in deutschen Mundarten, und hat da, z. B. schwäbisch, eine Parallele in dem Übergang von *hs* in *s* mit Vokaldehnung) hat mit den übrigen Wechseln dieser Art nichts gemeinsames; er beruht sichtlich auf allmählicher Schwächung des *h* und Verschiebung der Silbengrenze.

4) Übergang stimmloser Verschlusslaute in stimmlose Spiranten scheint sich im Germanischen auf zwei verschiedene Weisen zu vollziehen.

a) Für die Spiranten welche durch die hochd. Lautverschiebung entstehen wird die Entwicklungsreihe Tenuis : Aspirata : Affrikata : Spirans anzunehmen sein. Sämtliche Stufen dieser Reihe liegen noch in deutschen Dialekten vor, z. B. für den Anlaut vollständig in der Labialreihe: nfrk. mfrk. *punt*, rheinfrk. hess. *p'unt*, in den übrigen Dialekten entweder *pfunt* oder *funt*; in der Gutturalreihe fehlt hier meist die Affrikata: nfrk. mfrk. *kan*, gemeind. *k'an*, alem. *xan* (doch z. B. elsäss. *kxan*), in der Dentalreihe fehlen Aspirata und Spirans: nfrk. *toe*, hochd. *zu*. Für gleiche Entwicklung im Inlaut sprechen namentlich Fälle wie ahd. *helpfan* — *helfan*, welche u. a. verschiedene Entwicklungsstufen in ein und derselben Mundart darstellen. Lebendiger Wechsel von starker Aspirata und Affrikata begegnet in lebenden Mundarten nicht selten, z. B. im Dänischen und irischen Englisch, wo *t* vor palatalen Vokalen ziemlich deutliche Affrikata, vor andern stark aspirierte Tenuis ist, u. dgl. Die Affrikation ist die Folge verlangsamten Übergangs zur Stellung des folgenden Öffnungslautes, die Aspiration beruht auf spontaner Verschiebung der Exspiration. Infolge dieser Drucksteigerung treten die auf diesem Wege entstehenden Spiranten denn

auch stets als Fortes (resp. Geminaten) auf. Umstände welche der Aspirierung erfahrungsgemäss hinderlich sind (z. B. die Stellung des Verschlusslautes hinter einem Konsonanten: nhd. *šp-*, *št-* oder *šb̥-*, *šd̥-* gegen *p'-*, *t'-*, *k'-*) hindern oder hemmen daher auch die Affrizierung mehr oder weniger vollständig: daher denn bei der hochd. Lautverschiebung Tenues nach Konsonanten und in der Gemination hinter einfachen Tenues nach Vokalen zurückbleiben.

b) Daneben besteht direkter Übergang von der Tenuis (oder schwachen Aspirata) zu Spirans durch unvollkommene Verschlussbildung. Hierher gehören offenbar moderne Fälle wie irisch-engl. *mèi-χiŋ*, *ì-þiŋ*, *blà-χiŋ* 'making, eating, blacking', wahrscheinlich aber auch die Verschiebung der indog. Tenues zu germ. *f*, *þ*, *x*. Der Lockerung des Verschlusses muss als Vorstufe wohl schwache Bildung desselben vorausliegen. Es ist deswegen z. B. wohl denkbar, dass die Verschiebung im Wortanlaut und im Wortinnern nach einer Druckgrenze, aber nicht bei einer Geminata eintritt, welche kräftige Verschlussbildung fordert. Hiernach könnten germ. geminierte *tt*, *pp*, *kk* wie in *Chatti*, got. *skatts*, ags. *hoppian*, an. *smokkr* recht wohl der Verschiebung widerstanden haben, welche einfache *p*, *t*, *k* zu *f*, *þ*, *x* wandelte.

§ 69. Wechsel von Mundlauten mit Nasen- und Mundnasenlauten (§ 19) setzt zeitliche Verschiebung der Gaumensegelartikulation voraus. Aus Vokalen entstehen so Nasalvokale, aus Verschlusslauten Nasale, u. s. w. Beispielsweise geht *mą* aus *ma* durch Verspätung des Verschlusses, *ąm* aus *am*, oder *amna*, *anna*, *aŋna* aus *abna*, *adna*, *agna* durch Vorausnahme der Öffnung, *a* aus *ą*, *abna* aus *amna* durch Verspätung der Öffnung, *amma*, *anna*, *aŋŋa* aus *amba*, *anda*, *aŋga* durch Verspätung des Verschlusses der Gaumenklappe hervor.

Einfacher Nasalvokal aus Vokal + Nasal (*ąta* aus *anta* durch *ąnta*) zeigt daneben auch eine Verschiebung der Mundstellung: die Öffnung des Vokals ist beibehalten und der Mundverschluss des Nasals dadurch in Wegfall gekommen. Parallel damit geht der Verlust eines Mundverschlusses bei altn. *fn* aus *mn* (*nefna*, d. h. *nebna*, aus *nemna*, got. *namnjan*); die Vermittelung bildet wohl nasaliertes *b̨*, das vielleicht durch Schreibungen wie *nemfna* angedeutet werden soll. Umgekehrt ist die Öffnung einer Spirans durch den Mundverschluss eines Nasals ersetzt bei dem häufigen Wechsel von germ. *bn* mit *mn* (ags. *emne* aus **ebne*, geschr. *efne*; altn. *jamnan* aus *iabnąn*, geschr. *jafnan*); auch hier wird *b̨* die Brücke bilden.

§ 70. Wechsel der Artikulationsstelle kann alle Laute betreffen und ist äusserst mannigfaltig. 1) Von sprunghaften Veränderungen dieser Art ist ausser dem in § 60 angeführten noch die Vertretung eines Kehlkopfverschlusses (Stosstons, § 52) durch einen Mundverschluss zu erwähnen, die in gewissen westmitteld. Mundarten sehr gewöhnlich ist (dial. *iks*, *uks* aus *ī's*, *ū's* 'Eis, aus'; siebenb. *bræokt*, *šlæogdṛn* aus *brū't*, *šlū'dern*, 'Braut, schleudern', mit palat. Verschluss *tset't*, *šned'dṇ*, *let't* aus *zī't*, *snī'den*, *lü'də* 'Zeit, schneiden, Leute'; desgl. ndrhein. *tsik*, *lük* für **tsikt*, **lükt* aus *zī't*, *lü'də*. In englischen Mundarten wird umgekehrt ein Mundverschlusslaut oft durch ' ersetzt.

2) Die allmählichen Verschiebungen sind teils spontan teils bedingt. Spontaner Vokalwechsel kann z. B. bestehen in Entrundung gerundeter oder Rundung ungerundeter Vokale, Übergang von höheren zu niederen, engen zu weiten, velaren zu palatovelaren und palatalen Vokalen und umgekehrt. Spontan kommen ferner vor Schwankungen innerhalb der verschiedenen Arten der Dentale einschliesslich der Cerebrale,

Wechsel von *r* und *l*, *d* und *r*, *z* und *r*, Übergang von Velaren in Palatale u. dgl.

3) Die meisten dieser Wechsel kommen auch bei bedingtem Lautwechsel vor. Einige besondere Fälle mögen hier noch namhaft gemacht werden.

a) Vokalwechsel bedingt durch Verschiedenheit der Tonhöhe. Zur Hervorbringung höherer Töne wird der Kehlkopf gern gehoben, zur Hervorbringung tieferer Töne wird er gern gesenkt, und die Zunge folgt diesen Bewegungen unwillkürlich ein wenig nach. Bei hohem Ton erfahren die Vokale daher leicht eine Erhöhung resp. Vorschiebung, bei tiefem eine Senkung resp. Zurückziehung der Zunge; vgl. z. B. hohes zweifelndes *ja*' mit tiefem zweifelndem *jà*. Bei steigendem Ton fällt dann die Hebung, bei fallendem die Senkung, bei gebrochenem Ton Hebung und Senkung oder Senkung und Hebung in den Vokal, der so zu einem mehr oder weniger deutlichen Diphthongen gespalten wird. Wie weit im einzelnen der Einfluss dieser Tonbewegung auf den Vokalwechsel geht, d. h. wie weit derselbe nicht spontan ist, haben Spezialuntersuchungen festzustellen.

b) Vokalwechsel bedingt durch Stärke und Dauer. Hierher fallen besonders die Verstümmelungen von Vokalen unbetonter Silben, die zugleich in racherem Tempo genommen zu werden pflegen. An die Stelle vollstimmiger Vokale treten infolge schlaffer und hastiger Artikulation zunächst dumpfere gemurmelte Varietäten auch mit weniger ausgeprägter Mundstellung, schliesslich einfache gemurmelte Stimmgleitlaute (§ 64), die sich lediglich nach der jeweiligen Lautumgebung richten.

c) Vokalwechsel bedingt durch Einfluss von Nachbarlauten. *α*) Die Differenz zwischen den Stellungen benachbarter Vokale wird gern vermindert, sei es durch einseitige, sei es durch gegenseitige Annäherung. Sehr gewöhnlich ist dieser Prozess bei Diphthongen: *aę* oder *æę* aus *ai*, *aǫ* oder *då*, *åo* aus *au*, *iæ*, *ųå* aus *ia*, *ųa* u. dgl. Vollkommene Ausgleichung führt zu Kontraktionen, wie *ē* oder *ā* aus *ai*, *å* oder *ō* aus *au* u. dgl. Weiterhin gehören hierher die sog. Umlaute (einschliesslich des *a*-Umlauts oder der sog. Brechung), soweit diese als Endresultat wieder einfache Vokale an Stelle einfacher Vokale oder einfache Vokale an Stelle von Diphthongen aufweisen. Seltener wirkt hier der umlautende Vokal direkt (ahd. *sâįen* = mhd. *sæjen*), gewöhnlicher treten Konsonanten als Vermittler auf, indem sie die spezifische Stellung des umlautenden Vokals durch Artikulationsmischung (§ 43) in sich aufnehmen und so mit der des umzulautenden Vokals in Kontakt bringen. — Diese Wechsel enthalten übrigens verschiedene Prozesse. Bei den meisten sog. *u*-Umlauten (wie an. *hǫndum* aus *handum*) handelt es sich um Vorausnahme der *u*-Rundung bei bleibender Zungenstellung. Der *i*-Umlaut besteht in der Regel in einer Verschiebung gutturaler Vokale zu Palatalen gleicher Höhe, seltener (wie beim Umlaut des *æ* zu *e* im Ags.) in einer Hebung der Zunge; beim *a*- und *u*-Umlaut tritt (abgesehen von etwaiger Rundung beim letzteren) nur Ausgleichung der Zungenhöhe ein (ahd. *hilfu* aus **helfu* bringt den mittleren Vokal *e* auf die Höhenstufe des hohen Vokals *u*; ahd. *stega*, germ. **boȝana-* ahd. *bogan* gegen germ. **stiȝā-*, älteres germ. **buȝana-* die hohen Vokale *i*, *u* auf das Niveau des mittleren Vokals *a*; etymologisches *i* bleibt ahd. vor dem hohen Vokal *u*, sinkt aber vor den mittleren Vokalen *a*, *o* meist zu *e* herab: *hirtįu*, aber *hirtęa*, *hirtęo* u. dgl.).

β) In ähnlicher Weise wie Konsonanten mit Vorausnahme spezifischer Vokalartikulation können auch Konsonanten ohne solche kraft ihrer eigenen spezifischen Stellung auf Vokale einwirken, indem der Kontrast

zwischen dieser und der Stellung des Vokals durch Annäherung gemildert wird. Hierher fallen die sog. Brechungen des *i*, *u* vor *r*, *h* im Gotischen, der sog. Palatalumlaut des Ags., der Übergang von *e*, *o* zu *i*, *u* vor Nasal + Konsonant im Germanischen, die Begünstigung der Kontraktion von Diphthongen durch gewisse Konsonanten (z. B. der Kontraktion von *au* zu *ô* vor Dentalen und *h*, von *ai* vor *h*, *r*, *w* im Ahd.) u. a. m.

d) Diphthongierung einfacher Vokale unter dem Einfluss von Nachbarlauten zeigt sich z. B. in den sog. Brechungen des Ags., Fries., Altn. (ags. *fealtan*, *beorȝan*, *feohtan*, afrs. *tsiurke*, *riucht*, an. *hjarga*, *hjalpa* etc.), und in den Epenthesen, denen auch die ags. sogen. *u*- und *o*-Umlaute (ags. *ealu*, *feolu*, *mioluc*) zugehören. Die Brechung ist nichts anderes als das deutliche Hervortreten des Gleitlautes vom Vokal zu einem Konsonanten stark konträrer Artikulation (gutturales *l* und *x*, *r* mit starker Rück- oder Aufbiegung der Zunge). Bei der zweiten Gruppe liegt dagegen eine zeitliche Verschiebung der beiden Artikulationselemente vor, die in einem durch Vokaleinfluss modifizierten Konsonanten (§ 43) vereinigt sind.

e) Konsonantwechsel. Neben den einfachen Artikulationsmischungen, über welche § 43 zu vergleichen ist, kommen hier vorzugsweise noch Assimilationen in Betracht, deren Resultat die Herstellung vollkommener Homorganität ist. Diese können nur unter Opferung der spezifischen Artikulationsstelle des unterliegenden Lautes eintreten. Im Germanischen sind diese Assimilationen meist regressiv, seltener progressiv (wie an. *ll* aus *lþ*, germ. **mannás*, **fullás* aus **manwós*, **fulnós*). Am leichtesten unterliegen der Assimilation im allgemeinen die Laute mit Verschlussbildung durch die Zungenspitze (*t*, *d*, *n*).

§ 71. Einschiebung und Ausstossung von Vokalen.

1) Entwicklung von Vokalen aus silbischen Liquiden und Nasalen, wie in germ. *ul*, *ur*, *um*, *un*, *uŋ* aus indog. *l̥*, *r̥*, *m̥*, *n̥*, *ŋ̥*, oder ahd. *-ul* (*-ol*, *-al*), *-ar*, *-um* (*-am*), *-an* aus älterem *-l̥* u. s. w. Hier bewirkt zunächst eine Verspätung des Eintritts der spezifischen Mundstellung des *l*, *r* etc. deutlicheres Hervortreten des schwachen unsilbischen Stimmgleitlautes der zu dieser Stellung führt. Weiterhin kann dann der Gleitlaut die Funktion des Sonanten an sich ziehen (dies geschieht durch Kräftigung der Stimme während der Bildung des Gleitlauts) und sich zu einem Stellungslaut entwickeln. Diese beiden letzten Akte werden in der Regel ziemlich gleichzeitig sein.

2) Vokalentwicklung zwischen ursprünglich unsilbischer Liquida oder Nasal + Konsonant, wie ahd. *alah*, *beraht*, *burug*, *starab*, nhd. dial. *baliχ*, *buriχ*, *haləf*, *finəf*, *štarəp* 'Balg, Burg, half, fünf, starb' setzt zweigipflige Aussprache der so erweiterten Silben voraus. Hier können die einzelnen Laute der Silbe so verteilt sein, dass der Gipfel der Nebensilbe in die Liquida oder den Nasal hineinfällt; dann wird deren Schluss decrescendo gebildet, hat konsonantische Funktion, und eine Vokalentwickelung tritt nicht ein. Bei schärferer exspiratorischer Trennung der beiden Silbenstösse zwischen Vokal und Konsonant rückt aber der Gipfel der Nebensilbe leicht in den Schluss der Liquida und des Nasals, der nun, da der Laut als im Silbenanlaut stehend crescendo gebildet wird, als Sonant mit dem folgenden Konsonanten in unmittelbaren Kontakt tritt. Bei der Umstellung der Organe von Sonanten zum Konsonanten kann sich dann durch zeitliche Verschiebung am Schlusse der Liquida oder des Nasals ebenso ein Gleitvokal entwickeln, wie bei Nr. 1 am Eingang derselben, und zwar je leichter, je grösser der Weg ist den die Organe bei der Umstellung zu

durchmessen haben. Bei der Folge von Liquida oder Nasal + homorganem Kons., wie *ld*, *rd*, *nd*, *mb* u. dgl., findet daher eine Vokalentwicklung nicht statt, weil die zur Ermöglichung einer Gleitlautbildung notwendige Umstellungsbewegung fehlt.

In Fällen wie ahd. *aram*, *charal* nhd. *arəm*, *karəl* aus *arm*, *karl*, wo zwei sonore Konsonanten zusammenstehen, kann es fraglich sein, aus welchem der beiden Laute sich der Sekundärvokal entwickelt hat. Vermutlich ist indess hier der zweite Sonorlaut zunächst silbisch geworden, und die Weiterentwickelung fällt unter Nr. 1.

3) Auf genau umgekehrtem Wege erfolgt die Absorption von Vokalen durch benachbarte Laute, namentlich Liquide und Nasale, welche dadurch sonantisch werden, wie etwa nhd. *apfl̥*, *lēzn̥*, *ātm̥* gegen ahd. *apful*, *lesan*, *âtum*. Hier sinkt der vollstimmige Stellungsvokal zunächst zum gemurmelten Gleitvokal herab, der dann seine sonantische Funktion an den folgenden Stellungslaut abgibt, ja selbst ganz unterdrückt werden kann (nhd. *handl̥*, *hatn̥*, *lipm̥*, *hakŋ̥*, aus *handel*, *hatten*, *lippen*, *hacken* ohne gesonderte Explosion des Verschlusslautes). Natürlich können auch andere Laute als Liquide und Nasale durch Absorption eines Vokals silbisch werden; beim Verstummen des Mittelvokals von engl. *possible*, *visible* ergeben sich z. B. dreisilbige *po-s-bl̥*, *vi-z-bl̥* mit silbischem *s*, *z*, welche Exspirationsform und Dauer der ursprünglichen Silbe *si*, *zi* bewahren; in *præk-t-kl̥*, *p-te'to* 'practical, potato' liegen geradezu silbische *t*, *p* vor.

4) Vokalsynkope unterscheidet sich von der Absorption nur dadurch, dass sie eine Verminderung der Silbenzahl hervorbringt. Bei nhd. viersilbigem *bə-lā-dn̥-nə* aus *beladene* sprechen wir z. B. von Absorption, bei dem verkürzten *bə-lād-nə* hingegen von Synkope. Synkope in diesem Sinne setzt sich also stets aus zwei Akten zusammen: Absorption eines Vokals und Verschiebung der Silbenbildung und Quantität (in *bə-lād-nə* hat ja die Mittelsilbe dieselbe Dauer wie die beiden Silben *lā-dn̥* in *bə-lā-dn̥-nə*). Es ist wichtig dies im Auge zu behalten, weil man nur so den Einfluss der Quantität betonter Silben auf Vokalsynkope verstehen kann, der in den germanischen Sprachen vielfach zu Tage tritt. So hängt wahrscheinlich die westgerm. Synkope von Mittelvokalen nach langer Silbe mit einer Neigung des Westgermanischen zur Überdehnung langer betonter Silben zusammen. Werden in Formen wie *al-di-ro*, *hō-ri-da* die ersten Silben überdehnt, so müssen die beiden folgenden in entsprechend rascherem Tempo genommen werden, um die überlieferte Taktlänge nicht zu stören, und dies führt zunächst zur Absorption des Mittelvokals (**al-dr̥o*, *hō-r-da*), dann weiter zu bequemerer Verteilung der Exspiration (*al-dro*, *hōr-da*). In solchen Fällen ist also die Neigung zur Verschiebung der Silbenquantität das erste Agens, und daher erhalten sich Formen wie *ne-ri-da* ungestört, weil eine Dehnung der kurzen offenen Silbe *ne-* nicht möglich war (§ 57, a). Diese Anschauung wird durch die Betrachtung der Synkopierungen moderner Idiome durchaus bestätigt, welche insbesondere den Satz als zweifellos erscheinen lassen, dass bei Verlust einer zählenden Silbe ihre Dauer und Exspirationsform derjenigen Silbe zugelegt wird, in der sie aufgeht.

§ 72. Einschiebung und Ausstossung von Konsonanten findet sich namentlich als Resultat zeitlicher Verschiebung beim Übergang von Halbschlusslauten (Nasalen und *l*) zu andern Lauten. Eilt in Folgen wie *amfa*, *aŋxa*, *alsa*, *ansa*, *alra*, *amra*, *anra* die Schliessung der Gaumenklappe resp. der Seitenöffnung des *l* der Lösung des Mundverschlusses voraus, so stellt sich durch den so erzeugten momentanen Vollverschluss des Mundes ein Verschlusslaut als Übergang ein: *ampfa*, *ankxa*, *altsa*, *antsa*, *aldra*, *ambra*,

andra u. s. w. Auch aus *ms* und *ŋs* entwickelt sich leicht *mps* (lat. *sumpsi*, got. *swumfsl* aus **swumpsl* für **swumsl*) und *ŋks*. Auch zwischen Nasal und nicht homorganem Verschlusslaut entwickelt sich leicht ein dem Nasal homorganer Verschlusslaut (lat. *sumptus*, ahd. *kumft* aus germ. **kumfti* für **kumpti* aus **gm̥ti* u. dgl.). Die umgekehrte Verschiebung führt zum Ausfall. Auch vor einem Halbschlusslaut zeigen sich oft ähnliche Erscheinungen z. B. nhd. dial. *lē-m*, *sā-ŋ* für *lē-bm*, *sā-gŋ̥* 'leben, sagen', engl. *ofn̥*, *lisn̥*, *grisl̥* für *oftn̥*, **listn̥*, **gristl̥* 'often, listen, gristle'.

Seltener treten Verschlusslaute sekundär in andern Konsonantenverbindungen auf, im Germ. z. B. *t* zwischen *s* oder *š* und *r*. Der Grund des Einschubs liegt hier daran, dass man beim Übergang nahe an einer Verschlussstellung vorübergeht und bei geringer räumlicher Verschiebung der artikulierenden Teile leicht unwillkürlich zu wirklicher Verschlussbildung gelangt.

§ 73. Quantitätswechsel von Einzellauten findet insbesondere auf zweierlei Art statt:

1) Quantitätswechsel bedingt durch Silbendehnung und -kürzung hängt bis zu einem gewissen Grade mit der exspiratorischen Betonung zusammen, insofern betonte Silben (soweit es die Taktgliederung gestattet) zur Dehnung, unbetonte zur Kürzung neigen. Dehnung wie Kürzung können sowohl Sonanten als Konsonanten treffen. Kurze Sonanten pflegen in den älteren Sprachperioden nicht dehnbar zu sein. Silbendehnung kann daher nur durch Längung eines silbenschliessenden Konsonanten erfolgen, während kurze offene Silben ihre ursprüngliche Kürze wahren. Die später eintretenden Dehnungen kurzer Sonanten (nhd. *tà-gə* aus *tá-gə*) setzen sicher schwach geschnittenen Silbenaccent voraus; öfter wechseln daher bei eintretender Silbendehnung Dehnung des Vokals bei bleibender Silbengrenze (*bò-tə* aus *bo-tə*) und Verschiebung der Silbengrenze mit Dehnung des Konsonaten bei bleibender Vokalquantität (*blĕt-tər* aus *blè-tər*, sekundär dann *blĕtər*) mit einander ab.

2) Quantitätsverschiebung innerhalb der Silbe bei gleichbleibender Silbendauer (oder doch unabhängig von den unter Nr. 1 erwähnten Verschiebungen der Silbendauer). Diese kann nur in geschlossenen Silben auftreten. Die Verschiebung besteht in dem Wechsel von kurzem Vokal + langem Konsonanten mit langem Vokal + kurzem (kürzerem) Konsonanten und umgekehrt, z. B. ags. *āld*, *hūnd* aus *ald*, *hund*, umgekehrt *bròhte* aus *brōhte* u. dgl. Beide Fälle entstehen durch zeitliche Verschiebung der Umstellung vom Vokal zum Konsonanten. Dehnung des Vokals tritt am häufigsten vor sonorem Konsonanten, Kürzung vor stimmloser Fortis auf, und weiterhin scheinen sie mit dem exspiratorischen Silbenaccent zusammenzuhängen, insofern Dehnung nur bei schwach geschnittenem, Kürzung am ehesten bei stark geschnittenem Accent zu verstehen ist.

Dass diese beiden Arten des Quantitätswechsels sich im einzelnen vielfach kreuzen können, ist leicht ersichtlich.

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

2. VORGESCHICHTE DER ALTGERMANISCHEN DIALEKTE

VON

FRIEDRICH KLUGE.

Die vorliegende Behandlung des Urgermanischen unterscheidet sich nicht wesentlich von der Gestalt, in der sie in der ersten Auflage dieses Grundrisses veröffentlicht worden ist. Nur éine umfassendere Änderung habe ich durchgeführt: der deutlicheren Formulierung und der bequemeren Benutzung wegen sind kleinere Paragraphen gemacht. Aber indem ich die frühere §-Zählung zur Kapitelzählung machte, liess sich die ältere Zählung mit der neuen vereinigen.

Im allgemeinen wird man mehr im einzelnen und in Kleinigkeiten die nachbessernde Hand des Verfassers erkennen. Manches ist klarer und deutlicher formuliert worden. Und wenn die Wortkargheit, die der früheren Fassung anhaftete, auch jetzt noch nicht völlig überwunden ist, so wird man die Sprache der Thatsachen um so deutlicher vernehmen. In einer Zeit, wo die thatsächlichen Sprachmaterialien eine sehr geringe, aber ein vages Theoretisieren die grösste Rolle zu spielen scheinen, darf der vorliegende Grundriss nicht zum Tummelplatz modischer Phantastereien herabsinken, er soll die gesicherten und anerkannten Ergebnisse der Forschung buchen. Je breiter sich die Hypothesenlust neuester Forscher macht, um so wichtiger ist es, dass auch ältere Auffassungen einmal im Zusammenhange und geschlossen dargestellt werden. Aber ich glaube, dass auch im Rahmen der älteren Anschauungen neue Beobachtungen und neue Feststellungen möglich sind, und habe nur zu wünschen, dass der Kenner solche in der vorliegenden Darstellung des Urgermanischen auch jetzt finden möge.

Mit Rücksicht auf den Raum, der mir für das Urgermanische zur Verfügung steht, habe ich auch jetzt nicht auf eine kritische Widerlegung abweichender Anschauungen eingehen können. Man erwarte auch nirgends eine geschichtliche Darstellung von überholten Anschauungen. Ich gebe nur sichere oder doch wahrscheinliche Resultate resp. was mir als solches erscheint und zwar jederzeit mit Hinweisen auf diejenige Litteratur, auf die

